Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

48. Jahrgang 18. August 1934 Nummer 16

Inhalt

Pflichttreue . . . . . Hermann Mulert
Letzte Gebundenheit (Schluß) . . . . . Marie Horstmeier
Die Deutsche Evangelische Kirche in ökumenischer Sicht (Schluß) . . . . . Heinrich Frick
Zwischen Verweltlichung und Verflüchtigung . . Hermann Mulert
Deutsches Christentum heute (Schluß) . . . . . Alfred Giesecke
Einig durch Jesus Christus . . . . . Walther Classen
Von Gleichnissen, Bildern und Symbolen . . . Raimund Eberhard
Letzte Wahrheit oder letzter Irrtum? . . . . . Reinhold Planck
Vom evangelischen Gemeindedienst . . . . . Rudolf Kayser
Literarische Querschnitte durch Germanien (Schluß) . . . . Otto Hubele
Historische Romane . . . . . Hans E. Friedrich
Zum Gedächtnis Hindenburgs . . . . . .
Du und ich . . . . . Richard von Schaukal

Aus Zeitschriften

Bücher und Schriften - Chronik - Verschiedenes - Versammlungskalender - Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

Wir staunen über die Größe des Unternehmens, wir dürfen aber zum Herausgeber das feste Zutrauen haben, daß nur Gediegenes und Zuverlässiges herauskommt. Der Verlag, der für das großzügige Unternehmen sich einsetzt, ist der in solchen Dingen bewährte und leistungsfähige Leopold Klotz Verlag in Gotha. Die Verwalter von Pfarrbibliotheken leisten den einzelnen Kollegen sicher einen guten und schätzenswerten Dienst, wenn sie für den Erwerb dieses die Verhältnisse der Kirchen im Ausland darstellenden Werkes sich kräftig einsetzen. Deutsches Pfarrerblatt

Dieses Unternehmen des mutigen Klotz-Verlages ist so selbstverständlich und so drängend, daß man sich wundert, warum ihm erst jetzt so tatkräftige Helfer erstehen. Nun, die Zeit ist reifer denn je für ein so umfangreiches Werk. Denn sie hat sich auf der fanatischen Suche nach der Wahrheit über das Wesen des Christentums in Wort- und Begriffsgefechte, in spekulatives Definieren und Theoretisieren so verrannt, daß sie um der zu deutenden und mißdeuteten Begriffe willen das Wirken und Wirksam-Sein des Christentums vergaß. Berliner Tageblatt

Ein Beachtung erzwingendes Sammelwerk, es wird nicht nur die Anhänger der ökumenischen Bewegung, sondern darüber hinaus jeden interessieren müssen, der am Weltgeschehen inneren Anteil nimmt. Hamburger Anzeiger

Vermittelt Kenntnis nicht nur von der Vergangenheit, nicht nur von dem Bekenntnis, sondern hauptsächlich auch von der bunten Vielgestaltigkeit des kirchlichen Lebens in den verschiedenen Ländern und Erdteilen und den ganz konkreten kirchlichen Gebilden, denen der Praktiker der ökumenischen Arbeit begegnet. Eine große Aufgabe, es ist bedeutsam, daß ein solches Unternehmen seinen Weg in die Welt von Deutschland aus antritt, wo einerseits die wirtschaftlichen Verhältnisse so schwierig sind, andererseits aber gerade das Erwachen des religiösen Lebens und damit das Interesse für die Kirche mit der nationalen Erneuerung zugleich offenbar geworden ist. Deutsche Allg. Zeitung

Schon die Inhaltsanzeige zeigt, daß nicht nur das äußere Gebilde der Kirchen zur Darstellung kommt, sondern auch die geistigen Bewegungskräfte ihrer Betätigung. Zu dem überall erwachten Gespräch über die „Kirche" werden hier in zeitgemäßer Einstellung wertvolle und zuverlässige Beiträge auf weiter Grundlage geboten. . . Protest. Rundschau

Die ersten Urteile über das große Sammelwerk

EKKLESIA

EINE SAMMLUNG VON SELBSTDARSTELLUNGEN DER CHRISTLICHEN KIRCHEN

Eine Kirchenkunde der Gegenwart. Herausgegeben von Friedrich Siegmund-Schultze

Bücher liegen vor:

BAND I: DIE BRITISCHEN LÄNDER

1.

DIE KIRCHE VON ENGLAND

Eine kurze Darstellung der Kirche von England von G. K. A. Bell, D. D. Bischof von Chichester, mit Anhang: Anglikanische Theologie der Gegenwart von Reverend Philip Usher. Die Arbeit der Kirche von England in den überseeischen Ländern von Reverend A. W. Davies
Englische und deutsche Literatur über Anglikanismus

Preis 6.— Mark, für Subskribenten auf das Gesamtwerk 4.— Mark

BAND III: DIE MITTELEUROPÄISCHEN LÄNDER

9.

DIE EVANGELISCHEN KIRCHEN DER NIEDERLANDE

Preis 8.— Mark, für Subskribenten 5.50 Mark
mit 18 Beiträgen erster holländischer Sachkenner

In Vorbereitung:

Die evangelischen Kirchen der Schweiz / Das kirchliche Leben Österreichs
Die evangelische Kirche in Schweden

Weitere Auskunft durch jede Buchhandlung oder vom

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 16 — Gotha, 18. August 1934 — 48. Jahrgang

Inhalt: Pflichttreue [Sp. 721] — Letzte Gebundenheit [Sp. 722] — Die Deutsche Evangelische Kirche in ökumenischer Sicht [Sp. 727] — Zwischen Verweltlichung und Verflüchtigung [Sp. 732] — Deutsches Christentum heute [Sp. 734] — Einig durch Jesus Christus [Sp. 739] — Von Gleichnissen, Bildern und Symbolen [Sp. 742 — Höchste Wahrheit oder letzter Irrtum? [Sp. 744] — Vom evangelischen Gemeindedienst [Sp. 748] — Literarische Querschnitte durch Germanien [Sp. 750] — Historische Romane [Sp. 757] — Zum Gedächtnis Hindenburgs [Sp. 758] — Du und ich [Sp. 759] — Aus Zeitschriften [Sp. 759] — Bücher und Schriften: Einleitung in das Alte Testament (Eißfeldt); Erläuterungen zum vierzehnten Kapitel des Lukasevangeliums (Gubalke); Der lebendige Christus (Burger); Wie kam das Christentum zu den Germanen? (Witte); Die Bedeutung der Reformation für das deutsche Beamtentum (Bornkamm); Luther als deutscher Christ (Leisegang); Von Karl Barth zu den Deutschen Christen (Schlemmer); Europas Todesstunde? (Börger); Deutschland fordert Gleichberechtigung (Weberstedt); Schippe Hacke Hoi!; Zwischen Dorn und Korn (Sohnrey); Ein deutsches Testament (Kneip); [Sp. 760] — Chronik [Sp. 765] — Verschiedenes: Deutsche Evangelische Nationalsynode; Kopenhagen 1934; Zum Isenheimer Altar; Das arische Neungebot; Von wem ist das? [Sp. 766] — Versammlungskalender [Sp. 768] — Anzeigen

Pflichttreue

Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.
Ps. 90, 10.

Es wird heute in deutschen evangelischen Kirchen bisweilen so geredet, als bestünde das ganze Christentum lediglich in sittlich ernster Lebensführung. Denen, die so reden, wird von Anderen entgegengehalten: „Dazu brauchten wir Jesus Christus überhaupt nicht; daß das Christentum ganz nur auf Moral hinauskomme, war der Irrtum der Rationalisten vor 120 Jahren." Und nun sprechen diese Anderen davon, daß das Christentum nicht in erster Linie Moral sei, sondern Glaube an Gottes wunderbare Offenbarung in Christus; sie sprechen vom Christentum als Erlösungsreligion, von Christus als dem göttlichen Erlöser und vom übernatürlichen Inhalt der christlichen Lehre so, daß darüber bisweilen vergessen zu werden scheint, wie Jesus von seinen Jüngern zunächst verlangt hat, daß sie den Willen des Vaters im Himmel tun. Sah er nicht den Dienst Gottes in einem Leben schlichter Pflichterfüllung?

Die Frage nach dem rechten Verhältnis von Religion und Moral, christlichem Glauben und sittlichem Leben ist eine der theologischen Meisterfragen. Wir sprechen heute von ihr nicht. Sondern wir denken in diesen Wochen an eine ganz schlichte Tatsache: wo wirklich hingebende Pflichttreue uns begegnet, werden Christen immer Gott danken, daß solche Vorbilder uns geschenkt wurden. Und wo der Mann oder die Frau, die uns solche Pflichttreue vorlebten, die Kraft zu ihrer Pflichterfüllung aus ihrem christlichen Glauben zu haben bekannten, da fühlen wir besonders ernst die Mahnung an uns gerichtet, solchem Vorbild nachzufolgen.

Ein siebenundachtzigjähriges Leben ging zu Ende. Als der alte General schon, fast siebzigjährig, im Ruhestande war, trat er bei Kriegsbeginn noch einmal in Dienst. Einen Dienst, reich an Erfolgen, die doch das für unser Vaterland schwere Ende des Krieges nicht hindern konnten. Nach wieder ein paar Jahren der Ruhe berief ihn unser Volk zur Leitung unseres Staates. Auf diesem Posten hat er ausgehalten, bis die müden Augen sich schlossen. Manchen Aelteren unter uns hat die hohe Gestalt und die soldatische Schlichtheit des Greises an Wilhelm den Ersten erinnert. Wie dieser hatte er keine Zeit, müde zu sein.

Nun darf er ruhen. Und gegenüber manchen Fehlern gerade unseres Geschlechts bleibt uns sein Erbe doppelt wertvoll. In einer Zeit starker Erregung und oft leidenschaftlicher Agitation hat er, großen und prunkhaften Worten abhold, einfach durch die Art, wie er für sein Amt lebte, Unzähligen Vertrauen gegeben, durch treue Pünktlichkeit, durch „schwerer Dienste tägliche Bewahrung". Sein Leben ist Mühe und Arbeit gewesen. Es ist für unser Volk köstlich gewesen. Möchten wir solches Erbteils wert sein! M

Letzte Gebundenheit

(Schluß)

6. Ethischer Glaube

In dem handelnden Menschen, der ständig auf Ziel und Ende seines Wollens und Tuns zu blicken hat, erwacht der Geistestrieb zum Letzten mit der Frage nach einem letzten Wohin und Wozu seiner gesamten Bewegung und Betätigung auf dieser Erde. Das ganze Leben erscheint ihm ebenso wie der einzelne Akt des Wollens oder Tuns als eine Art Vorwärtsschreiten, ein Sichrichten auf ein Ziel, und die Frage bedrängt ihn, ob und wo ein letztes Ende dieser Wanderschaft gesetzt sei. Findet der Glaube eine bejahende Antwort, so wird das Bindende, das schon in der Frage nach dem letzten Wozu wirkte, als letztes Zielgebendes erkannt, Grund und Gewähr einer letzten Zweckhaftigkeit alles Daseins.

Fast immer aber wirkt in dieser End- und Zielfrage des handelnden Menschen schon das sittliche Erleben mit, in dem wir eine Verbindung des wertenden und handelnden Seelenlebens zu sehen haben. Auch das natürliche, noch nicht sittliche Handeln des Menschen ist in seinen Zielen und Beweggründen dauernd vom Werterleben bestimmt, das sittliche Handeln aber in besonderer Weise, da es bewußter oder unbewußter Dienst am Wert mit dem Ziel seiner möglichst reinen und reichen Verwirklichung ist. Dem sittlichen Erleben ist immer ein Ergriffenwerden von einem objektiven Wert, der als seinsollender, zuverwirklichender empfunden wird, eigentümlich. Wertvolle, verpflichtende Ziele fordern von dem sittlichen Menschen dienende Hingabe, Opfer und Einschränkung des natürlichen Lebenstriebes bis zum Opfer des Lebens selbst. Aber dadurch muß sich ihm der bereits geschilderte Widerstreit des Werterlebens verschärft fühlbar machen. Das, dem er, wie er deutlich empfindet, sein Leben dienend opfern soll, scheint selbst nur ein vom irdischen Leben Abhängiges zu sein. Alle Werte, denen er dienen könnte, seien sie auch noch so groß und wichtig, sind an sich irdischer Art und mit irdischem Wesen vergänglich. Er kann die ihn bedrängende Frage nach dem Gesamtsinn seines Lebens, d. h. aber nach einem letzten und höchsten Grund und Gegenstand, Ziel und Ende seines Wertdienstes daher entweder nur ver-

neinen und sich mit irdischen Zielen des Strebens begnügen, oder er muß zu dem Glauben gelangen, daß die innere Gebundenheit, die Letztheitsverpflichtung seines wertdienenden Selbst, einem höchsten und letzten Verpflichtenden entspringt, von dem alle irdischen Objekte des sittlichen Strebens ihren verpflichtenden Wert ableiten und das zugleich die letzte Vollendung, das Ziel und Ende alles sittlichen Strebens umfaßt.

Auf keinem anderen Gebiet wirkt die apriorische Gebundenheit des Menschen an das Letzte so stark wie auf dem des ethischen Lebens. Der in der Religionsgeschichte immer wieder eintretende Zusammenschluß von Religion und Sittlichkeit beweist das so gut wie die immer neue Entstehung philosophischer Religionen aus dem ethischen Idealismus und die religiöse Empfänglichkeit sittlich stark empfindender Menschen es zeigen. Der Idealismus, der seine volle Befriedigung eben nur in dem Einsatz des Lebens für einen Dienst findet, der höher ist als das Leben und alle seine endlichen Güter, ist entweder törichte Schwärmerei oder Wirkung der apriorischen Letztheitsbindung im sittlichen Menschen, ethische Religion, Reden der Stimme Gottes im Gewissen.

Die religiöse Deutung, die dem sittlich handelnden Menschen Offenbarung gibt, ist die Idee eines unendlichen Willens zum Wert, der zugleich absoluter Weltwille ist; in religiöser Sprache: die Idee der heiligen, weltbeherrschenden Gottheit, die die sittliche Verpflichtung letztlich begründet und den Wertdienst zu letzter sinnvoller Vollendung führt. Die Vorstellung eines absoluten Willens zum Guten gibt der absoluten Verpflichtung den begrifflichen Ausdruck, in dem sie sich vollauf erkennen und vollenden kann. Im Willen erleben wir an uns selbst eine Widerstände überwindende Macht. Im absoluten Willen verkörpert sich uns daher am deutlichsten das heilige, auf natürliche Widerstände stoßende, Einschränkung und Opfer fordernde Wesen des letzten Bindenden, das der sittliche Mensch ahnt und sucht. Die Letztheitsbindung des wertdienenden Menschen äußert sich aber auch in der Frage nach einem letzten, höchst wertvollen Ziel, einer endgültigen Vollendung seines Wertdienstes und findet daher ihre intellektuelle Erfüllung erst ganz in der Vorstellung, daß dieser unendliche Wille zum Wert auch ein weltbeherrschender, sich durchsetzender, alles zum Besten hinausführender Wille ist. In jeder positiven Antwort auf die Frage nach einem endgültigen Sinn und Wert des Lebens wird einer wertwollenden Macht der Sieg über alle Widerstände, die volle Beherrschung der Welt, die letzte Vollendung aller wertvollen Ziele zugetraut; denn nur ein unendlicher weltbeherrschender Wille vermag, alle Widerstände überwindend, das Wertvolle in dieser durchweg auf Freiheit gestellten und daher immer wieder vom Wert abirrenden Welt schließlich durchzuführen.

Der Gott des handelnden Menschen ist mehr als der allmächtige Schicksalsgrund und auch mehr als der liebende Spender und Empfänger aller Werte, er ist der strenge Gebieter des Guten, der durch seine Propheten eifert, der im Weltlauf regiert und mit Prüfungen, Lohn und Strafe den Sieg des Wertvollen durchsetzt. Er ist der naturüberlegene, gesetzgebende, heilige Gott, darum aber auch der Herr über Anfang und Ende der Welt, der Schöpfer und Vollender. Die vollkommene Beschlossenheit und Geborgenheit des Wertdienstes im Letzten wird erst durch die Erkenntnis erreicht, daß dem absoluten Wertwillen aller zeitliche Verlauf, Anfang, Mitte und Ende, untertan ist. Der Schöpfungsglaube und der Endglaube mögen auch spekulative Anlässe haben, in ihren Vorstellungen durch Naturbeobachtungen beeinflußt sein, ihre religiöse Wahrheit ist in der ethischen Letztheitsgebundenheit begründet. Nur wenn das Erste, Herrschende, Geist und Wille ist und erst das Zweite, von ihm Gewirkte und ganz Abhängige, die naturhafte Welt, können wir sicher sein, daß diese Welt letztem Sinn und Wert dient, und nur wenn die Unsicherheit und Bedrohung des Wertvollen in dieser Welt, seine unvollkommene Durchsetzung und Todverfallenheit durch eine letzte Vollendung im Ewigen überwunden werden, findet unser an endgültige Verwirklichung gebundenes Wertstreben Genüge. Die eschatologische Vorstellungsreihe bedeutet dem sittlich strebenden Menschen ebenso wie die Idee der Schöpfung bindende Deutung, Offenbarung: Das Ende des Irdischen und damit die Anbahnung letzter Sinnerfüllung, das Gericht und damit die Scheidung von Wert und Unwert, das Reich Gottes und damit die volle und endgültige Durchsetzung eines Höchsten und Größten, das alle irdischen Werte in sich aufnimmt und doch über sie alle hinausgeht. Der handelnde Mensch, der sein Ziel in der Zeit vor sich sehen muß, wird sein letztes Ziel auch stets am Ende der Zeit suchen, gleichgültig, ob am Ende seiner Tage oder am Ende der Tage überhaupt. Er kann nicht verzichten auf ein letztes Gericht, d. h. eine letzte Entscheidung über seinen irdischen Wert, und er findet das endgültig bindende Ziel seines Handelns nur in einem endgültig wertvollen Zustand, dem er dienen kann. Das alles aber ist für unser Begreifen nicht denkbar ohne einen einzigen göttlichen Willen, der das Irdische endet, richtet und scheidet und das ewig Wertvolle durchsetzt. Gott, der letzte Ender des Irdischen, der Richter, der ewige Herrscher seines Reiches, in dem nicht wie im Nirwana alles Irdische erlischt, sondern aller irdische Wert sich vollendet... das Reich Gottes und sein Kommen und der ewige Wert unseres besten Strebens... das sind die religiösen Deutungen, die dem sittlich handelnden Menschen vollauf bindende Erkenntnis, Offenbarung, geben. Bindet den schicksalerlebenden Menschen der allmächtige, den werterlebenden der allgütige Gott, so bindet den Handelnden der allen Sinn und Wert durchsetzende, der heilige Schöpfer, Regierer und Vollender der Welt.

7. Theoretischer Glaube

Um die Frage zu beantworten, ob die religiöse Gebundenheit auch in der theoretischen Richtung des menschlichen Geistes wirksam ist, gilt es diese losgelöst aus ihrer natürlichen Verflochtenheit mit dem atheoretischen Geistesleben in ihrer besonderen Eigenart zu verstehen. Es handelt sich dann nicht um ein Erleben des Wertes der Objekte für ein Subjekt oder um ein wollendes und handelndes Bestimmen und Gestalten eines Objektes, sondern um ein reines Wahrnehmen und Aufnehmen eines Stückes Welt in seinen Beziehungen und Ordnungen, ein Erkennen, das immer kleinere oder größere Zusammenhänge aufnimmt, seien diese nun zeitlicher, räumlicher, ursächlicher oder (Ding und Eigenschaften) wesensmäßiger Art. Ueberall, wo diese Richtung auf Zusammenschau geübt und entwickelt wird, werden immer weitere und größere Zusammenhänge entdeckt, und das voll entwickelte theoretische Vollendungsstreben führt schließlich notwendig zu der Idee eines letzten umfassenden Gesamtzusammenhanges alles Seienden, der der letzte Gegenstand der Erkenntnis wäre. Die apriorische Endgültigkeitsbindung des Geistes zeigt sich so auch auf theoretischem Gebiet. Sie bewirkt, daß das Naturerkennen, wo es sich vollenden will, eine metaphysische Wendung nimmt. Es will seinen Bereich zu einem letzten und endgültigen Totalzusammenhang des Seins ausdehnen und muß dabei notwendig die Grenzen der Erfahrung und irdischen Erkenntnismöglichkeit überschreiten. Die Idee des Universums ist ein metaphysischer, d. h. ein theoretisch-religiöser Begriff, wie schon in der religiösen Erhebung, die er bewirkt, sichtbar wird. Was aber in dieser Idee erhebend und an Letztes bindend, d. h. religiös wirkt, ist immer die Vorstellung eines endgültig Zusammenhaltenden, Einheit in aller Vielheit Stiftenden, die Idee eines letzten Grundes alles zeitlichen, räumlichen, kausalen und wesensmäßigen Zusammenhanges, der als einendes Prinzip hinter allem denkbaren Sein und doch in ihm wirkt. Wo die Theorie zu diesem Letzten gelangte, ist nicht immer die alle Zusammenhänge begründende Einheit erkannt worden, sondern bisweilen nur der in einer oder zwei der genannten Richtungen wirkende Einheitsgrund. So ist die Arché der ionischen Naturphilosophie als ein zeitlicher und wesensmäßiger, und zwar zum Teil stofflicher Einheitsgrund gemeint, das erste Bewegende des Aristoteles als ein Urgrund aller zeit-

lichen Veränderung, das All-Eine der populären modernen Naturreligion vorwiegend als ein allen Raumzusammenhang Durchwirkendes, der Gott des kosmologischen Gottesbeweises als eine allen kausalen Zusammenhang begründende letzte Ursache, der der Lebensphilosophie als eine alles Leben dynamisch verbindende Lebensbewegung. Einen alle Zusammenhänge umschließenden letzten Grund hat Spinoza mit seiner Substanz oder Natur gemeint. Dieses pantheistische Eine in Allem wird immer wieder die bindende Deutung für den vorwiegend theoretischen Menschen sein. Es wird aber niemals nur als Einheitsgrund, sondern als ein Letztes, Endgültiges, aus sich selbst Seiendes (causa a se) gedacht, worin sich deutlich der religiöse Sinn des Begriffes zeigt.

Die Betrachtung der theoretischen Letztheitsbindung bedarf aber noch einer wichtigen Ergänzung in erkenntnistheoretischer Beziehung. Voraussetzung alles Erkennens ist die Erkennbarkeit des Seienden, seine Unterworfenheit unter die Bedingungen logischer Erkenntnis. Tatsächlich zeigt sich eine solche geistige Bedingtheit des Seienden in dem Bestande und der erfolgreichen Anwendung der Wissenschaft. Aber über dieses tatsächliche Maß der Erkennbarkeit hinaus rechnet alle Theorie mit einer letzten, absoluten Erfaßbarkeit alles Seins durch Erkenntnis, wenn diese auch nicht die allzu beschränkte Erkenntnis des endlichen Denkens sein kann. Die religiöse Gebundenheit des Geisteslebens zeigt sich hier in dem Glauben an eine letzte Harmonie von Denken und Sein und ein diese Harmonie endgültig Begründendes und Verbürgendes. Der letzte Grund alles Seinzusammenhanges ist zugleich Grund letzter, absoluter Erkennbarkeit, das Eine in Allem ist Bedingung der Erkenntnis des Alls und somit das Bindende, in dem der Erkennende letzte Geborgenheit seines Strebens findet.

In der Sprache der Religion sind die Deutungen, die das letzte Bindende des theoretischen Triebes ausdrücken, die Begriffe von dem ewigen, allgegenwärtigen, alldurchwirkenden und-begründenden und allerkennenden Gott. In ihnen kommt das zeitlich, räumlich, substantiell und kausal gerichtete theoretische Streben und seine Voraussetzung, die Forderung letzter Erkenntnismöglichkeit, ebenso zur Ruhe wie in dem philosophischen Begriff eines letzten Grundes des Seinszusammenhanges und seiner Erkennbarkeit. Das will freilich nicht sagen, daß diese metaphysischen Gotteserkenntnisse religionsgeschichtlich nicht auch auf anderen Wegen als auf denen der theoretischen Letztheitsbindung erreicht werden könnten und daß sie nicht auch eine andere religiöse Bedeutung als die metaphysische oder theoretisch-religiöse hätten. Sie entsprechen zwar in besonderem Maße dem Absolutheitserleben des theoretischen Menschen; aber sie bedeuten auch dem werterlebenden und handelnden Menschen Offenbarung. Die Vorstellungen von Ewigkeit, Allgegenwart, Allwirksamkeit und Allwissenheit Gottes sind zugleich besondere Ausdrucksformen der Erkenntnis des allmächtigen, schicksalbeherrschenden Gottes, des allgütigen letzten Wertgrundes und des Ziel und Ende setzenden Herrn des handelnden Menschen. Wirkt doch in allen Richtungen des menschlichen Lebens dieselbe religiöse Gebundenheit. Sie findet auch in den Begriffen, welche die Unterworfenheit der Zeit, des Raumes, alles Wesens, Wirkens und Wissens unter das Letzte ausdrücken, bindende Deutung, Offenbarung.

8. Religionsgeschichte und absolute Religion

Die geschichtliche Entwicklung zeigt die einzelnen Richtungen des geistigen Lebens, ihr Ergriffenwerden von dem Letzten und ihre Deutungen desselben nicht in der Sonderung, in der sie hier zum Zweck klarerer Erkenntnis dargestellt wurden. Wohl scheint zeitlich überall die Schicksalsfrömmigkeit die erste Stufe zu bilden, und die werthaft-ästhetische, teleologisch-ethische und theoretische Religion scheinen einem späteren Entwicklungsstand anzugehören, aber die entwickelten geschichtlichen Religionen zeigen verschiedenartige Mischungen der Glaubensformen und eine wohl dem völkischen Charakter entsprechende stärkere Betonung einer oder der anderen religiösen Richtung. So verbindet sich z. B. in der israelitischen Religion die natürliche Schicksalsfrömmigkeit mit einem allmählich vorherrschenden teleologisch-ethischen Glauben, in der griechischen Religion, wie sie Homer zeigt, geht sie den Bund mit einem stark ästhetisch gefärbten Glauben ein, im Brahmanismus mit einem vorwiegend theoretischen. Die religiösen Deutungen können primitiver, prophetischer und wissenschaftlicher Art sein. Sind auch die prophetischen von besonderer Bedeutung, weil sie, getragen von ethischem Willen und seherischer Begeisterung und ausgesprochen in allgemein zugänglichen Bildern und Begriffen, am stärksten die Wirkung der bindenden Macht fortzupflanzen vermögen, so ist doch auch der wissenschaftliche Glaube bisweilen ein wertvoller Träger der Offenbarung.

Als vollkommene, absolute Religion kann nur die angesehen werden, die vollauf bindende Offenbarung geben könnte, und das heißt zunächst eine Gesamtdeutung des Letzten, die alle Seiten des Geisteslebens durch Wort und Begriff zu binden vermöchte. Ein bloßer Schicksalsglaube würde das höher entwickelte geistige Leben ohne die notwendige Verbindung mit dem Letzten lassen, ein einseitig ethischer, ästhetischer oder theoretischer Glaube würde einzelnen Richtungen dieses Lebens das sprachlich-begriffliche Medium ihrer Letztheitsbindung vorenthalten. Nur die Deutung, die die bindende Macht zugleich als allmächtigen Herrn alles Geschickes, liebenden Geber und Bewahrer aller wahren Werte, Beginner und Vollender alles Sinnes und unendlichen Grund des Weltzusammenhanges und der Welterkenntnis erfaßt, vermag einem vollentwickelten Menschentum bindendes Medium zu sein und die verschiedenen einseitig entwickelten Menschenarten wenigstens teilweise an sich zu ziehen.

Zugleich aber liegen in dem Wesen der Letztheitsbindung noch andere apriorische Bedingungen der Erkenntnis. In allen Richtungen des geistigen Lebens muß das Letzte schließlich als eine einzige bindende Macht erkannt werden, weil schon die ursprüngliche Gebundenheit nur ein Bindendes spürt und ihre volle und reine Entwicklung keine Zersplitterung an eine Vielheit der Mächte ertragen kann. In allen Deutungen muß die ursprünglich erlebte Nähe und Ferne der Macht zum Ausdruck kommen. Sie muß erkannt werden als ein dem Gebundenen zugleich ganz Verwandtes (da sie ihn bindet) und doch wieder Fremdes, „Ganz-Anderes" (da er sich deutlich als besonderes, mit der bindenden Macht keineswegs zusammenfallendes Sein fühlt), und der Mensch muß in allen Deutungen zugleich als der freie und doch letzthin gebundene erkannt werden, weil beides in seinem endlichen Wesen, das sich in sich verschließen kann und doch durch einen mächtigen Geistestrieb zum Letzten gezogen wird, liegt. Aus solchen Deutungen werden dann von selbst die Gefühle in stärkerer Kraft entspringen, die schon dem keimhaften und deutungslosen Gebundenheitserlebnis eigentümlich sind: Angst und Trauer des Ferneseins und der Unfähigkeit, das Letzte wahrhaft zu fassen oder ihm ganz anzugehören, und dennoch Vertrauen und Liebe, die Haltungen, die am deutlichsten eine durch Erkenntnis geklärte Verbundenheit bekunden.

Es soll hier nur angedeutet werden, daß unserer Ueberzeugung nach kein anderer Glaube der idealen, absoluten Religion, die zugleich die „natürliche" wäre, so nahe kommt wie ein frei und einfach aufgefaßtes Christentum, in dem freilich neben der stark ausgeprägten ethisch-teleologischen Seite auch die werthaft-ästhetische und die theoretische stärker zum Ausdruck kommen müßte. Der Vater Jesu von Nazareth, der in vollendetem Maße der Herr alles Geschickes und alles sinnvoll-ethischen Strebens ist, muß deutlicher erkannt werden als Grund und Heimat aller wahren Werte im Natur- und Kulturerleben und als der Herr der Wahrheit, der das schlechte und unvollkommene Welterkennen, auch wo es durch religiöse Ueberlieferung geheiligt zu sein scheint, nicht duldet, da er auch den theoretischen Menschen vollauf binden will. Auch in der reifsten und reichsten religiösen Erkenntnis wird freilich noch immer nicht ein unmittelbares Reden Gottes kund. Das Objektive geht durch Wort und Begriff in subjektiv-menschliche Formen ein, aber es hat soweit Wahrheit, als es uns

dem Letzten verbindet. Wenn immer aber Wort und Begriff zu Hemmungen der Frömmigkeit werden, wie es in der Geschichte der Religion so oft vorkommt, wird man zurückgehen müssen zu der wort- und begrifflosen, mystischen Frömmigkeit, die nichts ist als das reine Erlebnis der Gebundenheit an das Letzte, um aus ihr heraus neue Kraft und Wahrheit der Gotteserkenntnis zu schöpfen.

Berlin Marie Horstmeier

Die Deutsche Evangelische Kirche in ökumenischer Sicht

(Schluß)

5

Unser bisheriger Gedankengang führte bis zu der Erkenntnis, daß Macfarlands Darstellung sowohl gegenüber den Deutschen Christen als auch gegenüber der sogenannten kirchlichen Opposition grundsätzlich nicht tief genug geht, ja zu Verzeichnungen neigt, weil er das amerikanisch verkürzte Begriffsschema staatsgebundener oder staatsfreier Kirchenverfassung unbesehen auf unsere deutschen Verhältnisse anwendet.

Unser grundsätzlicher Einwand gegen die Betrachtungsweise Macfarlands — und sie ist ja leider auch bei uns nicht selten anzutreffen — läßt sich an zwei Beispielen erläutern. Einmal am Falle umgekehrter Ueberkreuzung der zwei Fragenkomplexe: Bekenntnis — Verfassung und Kirche — Staat. Wir sahen die Deutschen Christen aus der angeblichen Gleichgültigkeit von Verfassungsfragen für das lutherische Bekenntnis die Folgerung ziehen, man solle die kirchliche Verfassung möglichst der staatlichen angleichen (z. B. Uebernahme des Führerprinzips). Aber lassen sich nicht von demselben Ausgangspunkt her auch ganz andere Wege der Kirchengestaltung rechtfertigen? Sogar der amerikanische Freikirchentypus? Untereinander müssen sich ja amerikanische Freikirchen jedenfalls auf jenen Grundsatz stützen, solange sie trotz Vielfalt der Verfassungsformen doch als einig im Glauben (Churches of Christ) gelten wollen. Liegt hier nicht so etwas wie eine unbewußte Verwandtschaft zwischen amerikanischer Unionspraxis und dem Programm der Deutschen Christen vor? Leider scheint das Macfarland entgangen zu sein. Und umgekehrt: der Abwehrkampf der „Bekenntnisfront" gegen die „Deutschen Christen" steht unter dem deutlichen Zeichen der Zusammengehörigkeit von Bekenntnis und Verfassung. Das verpflichtet dazu, die Verfassung nicht von außen her — auch nicht seitens des Staates, unbeschadet der Gehorsamspflicht, die ihm der Christ willig zollt, — sondern aus den inneren (Bekenntnis-) Voraussetzungen abzuleiten. Aber ist Trennung von Staat und Kirche die einzig mögliche Folgerung aus dem Grundsatz der Nichtgeschiedenheit zwischen Bekenntnis und Verfassung? Lassen sich nicht gerade im Interesse des Bekenntnisses auch ganz andere Folgerungen ziehen? Weder garantiert eine Trennung der Kirche vom Staat unter allen Umständen die Bekenntnisgemäßheit der dadurch entstehenden „Freikirche", noch schließt die Anlehnung der Kirchenführung an die Staatsführung unter allen Umständen Bekenntnisgemäßheit aus! Kann sich nicht die Obhut der Staatsgewalt geradezu als Schutz des Bekenntnisses auswirken gegenüber vielerlei Willkür, die sich sonst in den Kirchen breitmacht? Das sind Fragen, die nicht erst von heute stammen, sondern die längst von der Geschichte gestellt sind und, wie wir meinen, recht verschiedene Antworten gefunden haben. Nicht also auf Verstaatlichung oder Entstaatlichung einer Kirchenleitung kommt es entscheidend an, sondern darauf, ob und wie die Verfassungen von Kirchen (sie seien staatsnäher oder staatsferner) jeweils dem Bekenntnisstande entsprechen oder nicht.

So allein muß denn auch zweitens die Erörterung eines Arierparagraphen in Kirchenverfassungen geführt werden, soll sie „theologisch" gehaltvoll sein. Macfarland hat denen, die den Arierparagraphen in der Kirchenverfassung ablehnen, keinen guten Dienst geleistet. Er erklärt sich mit ihnen solidarisch, aber die Gründe, die er für seinen Standpunkt anführt, rücken die Gegnerschaft gegen den kirchlichen Arierparagraphen in ein falsches Licht. Wiederum verläuft Macfarlands Ueberlegung bloß unter dem Gesichtspunkt „Kirche und Staat". Indem er seine praktische Harmonisierung von Kirchenregiment und Staatsführung auf unseren Fall anwendet, entgeht ihm vollkommen, daß ein Arierparagraph in staatlicher Gesetzgebung etwas ganz anderes bedeutet als in kirchlicher Verfassung. Für Macfarland ist es immer dasselbe, ob der Staat oder ob eine Kirchenverwaltung Ausnahmebestimmungen gegen Nichtarier trifft. Er ist überhaupt gegen solche Rassengesetzgebung und sucht nach Mitteln und Wegen, um ihr entgegenzuarbeiten. Das Ringen innerhalb kirchlicher Kreise um die kirchlichen Auswirkungen des Problems scheint ihm nun eine geeignete Einsatzstelle für sein Anliegen zu sein. Wohlgemerkt: nicht für die Klärung kirchlicher Verfassungsgrundsätze, sondern vielmehr ganz einfach für die Bekämpfung der Rassengesetzgebung überhaupt. Er denkt sich von der Kirche her eine rückläufige Bewegung, deren Zielpunkt die Wiederherstellung der früheren allgemeinen Assimilation statt der jetzigen Dissimilation sein müsse. So bekommt die kirchliche Diskussion den verhängnisvollen Charakter eines Vorgefechts vor dem Hauptkampf um die staatliche Gesetzgebung.

Wenn das richtig gesehen wäre, wäre es nicht bloß vom Standpunkt des Staates aus, sondern auch für kirchliches Empfinden untragbar. Dem Staat hieße es Unmögliches zumuten, wenn er stillschweigend dulden sollte, daß so ein Angriff auf seine Gesetzgebung vorbereitet würde; und es hieße die Kirchenverfassung unter einen ihr wesensfremden Gesichtspunkt rücken, nämlich den des Wettbewerbs mit der staatlichen Kulturgestaltung. In Wirklichkeit geht es jedoch um ganz anderes. Um diejenigen verantwortungsbewußten Kreise im deutschen Protestantismus, die einen kirchlichen Arierparagraphen für untragbar halten, richtig zu verstehen, darf man die Erörterung nicht da beginnen, wo Macfarland einsetzt, beim Verhältnis von Kirche und Staat. Vielmehr verläuft hier theologisches Denken auf einer anderen Diskussionsebene: unter dem Gesichtspunkt der gegenseitigen Beziehung von Bekenntnis und Verfassung. Viele von uns sind davon überzeugt, daß zwar nicht einzelne zeitbedingte Formen, aber gewisse dauernde Normen für Verfassungsbildung in Kraft bleiben müssen, wenn evangelische Kirchenkörper den ihnen aufgetragenen Dienst richtig ausrichten sollen. Vielleicht läßt sich nicht so rasch sagen, wie die richtige Verfassung aussehen soll, wohl aber läßt sich sehr bald feststellen, inwiefern eine verkehrte Verfassung auf die Dienstfähigkeit einer evangelischen Kirche lähmend und zerstörend wirken muß. Es läßt sich zum mindesten die negative Regel aufstellen, daß eine ordentliche Kirchenverfassung nichts enthalten darf, was unter dem lebenden Geschlecht das Verständnis für das Evangelium trübt oder irreführt.

In einem Zeitalter weltumspannender Rassenkämpfe, angesichts der missionarischen Begegnung mit dem Islam, der seine Anhänger bewußt als überrassiger Bruderbund vereinigt, angesichts der weitverbreiteten materialistischen und idealistischen, biologisierenden und moralisierenden Mißverständnisse der Rechtfertigungsbotschaft, angesichts vor allem des neutestamentlichen Befundes und des ökumenischen Zeugnisses aller Jahrhunderte — erscheint es uns nun selbstverständlich und gerade in der Gegenwart aufs neue geboten, alles zu vermeiden, was die Kirche Christi auf Erden dem Vorwurf aussetzen würde, in ihr werde die göttliche Erlösungsbotschaft willkürlich eingeschränkt. Mit andern Worten, wir glauben, daß in diesem Falle eine Grundregel evangelischer Kirchengestaltung in Kraft bleiben muß, die lautet: da es um das ewige Heil geht, muß von den Verfassungen evangelischer Kirchen auch der bloße Schein ferngehalten werden, als verkürzten wir die allerbarmende Verheißung Gottes in Christo, dem Weltheiland. Diesen Zusammenhang übersehen wollen, hieße unseres Erachtens Bekenntnis und Verfassung,

Lehre und Leben auf unnatürliche Weise auseinanderreißen. Aber ebenso weit entfernt von künstlicher Vermischung wie von willkürlicher Zerreißung lehnen wir es dann auch ab, von unsrer Grundregel für die Kirchenverfassung her Schlüsse auf etwaige Reformen der staatlichen Gesetzgebung zu ziehen. Solche mögen an und für sich notwendig sein, es mag auch zugestanden werden, daß die Gründe, die Macfarland dafür anführt (z. B. die Schäden, die unserem Volke erwachsen können), im staatlichen Bereich Gültigkeit haben. Aber was hat das alles mit der Frage nach evangelischer Kirchenverfassung zu tun? Und wer könnte es gar verantworten, eine Kirchenverfassung unter dem Gesichtspunkt anzulegen, welche etwaigen Auswirkungen späterhin in die staatliche Gesetzgebung hinein zu erwarten seien?! Hier scheiden sich ganz offenkundig unsre Wege. Wenn wir den kirchlichen Arierparagraphen ablehnen, so weder aus den Gründen, noch mit den Zwecken, die Macfarland in diesem Zusammenhang vorbringt. Grundsätzliches trennt uns. Er hat, so scheint uns, trotz aller Treue der Berichterstattung im einzelnen das Gesamtbild unsrer kirchlichen Lage verschoben, indem er alles in die Kategorien einer amerikanischen Auffassung von Kirche und Staat hineinzwängt. Wir hatten anderes von ihm erhofft, nämlich einen klärenden Beitrag dazu, von welchen Gesichtspunkten evangelischer Glaube sich solle leiten lassen, wenn er vor die Aufgabe gestellt ist, geschichtlich überholte Kirchenverfassungen durch zeitgemäße und in die Zukunft weisende neue Formen zu ersetzen. Nur so hätte unser deutsches Ringen beispielhaft etwas beitragen können zur Klärung der kirchlichen Lage im außerdeutschen Protestantismus, und nur so hätte umgekehrt von dort aus uns wiederum ein förderliches, weiterhelfendes Wort zugerufen werden können. Damit kommen wir zu unsrer letzten Ueberlegung, zum Ausblick auf die ökumenische Arbeit.

6

Nachdem wir die Fragestellung des Buches durch eine andere zu ersetzen versucht haben, können wir nun von dem Buch natürlich nicht eine Lösung unseres Problems erwarten. Es bleibt uns somit nur noch die Aufgabe, den etwaigen Weg zum Auffinden einer Lösung zu erörtern. Was bedeutet das: unsere kirchliche Lage in ökumenische Sicht rücken? Offenbar muß, wenn es dabei mit rechten Dingen zugeht, für beide Gesprächspartner ein Gewinn abfallen. Für uns, sofern uns die ökumenische Sicht hilft, uns besser zu verstehen und womöglich dabei von Anderen zu lernen; für die ökumenische Sache, sofern die Frucht unsrer Erfahrungen auch Anderen zugute kommen soll.

Was das Erste betrifft, so hängt gegenwärtig alles davon ab, daß die ökumenische Bewegung nicht sich selbst mißversteht. Es wäre ein Mißverständnis, wenn eine Körperschaft oder eine einzelne Persönlichkeit meinte, es ließe sich heute schon im Namen des Weltprotestantismus über irgendein einzelnes Thema ein Urteil abgeben. Das würde ja immer zur Voraussetzung haben, daß grundsätzlich so etwas wie eine ökumenische Einheit, und zwar gerade auch im Begrifflichen, bereits da wäre. Aber so weit sind wir noch lange nicht. Wenn die Konferenz zu Lausanne 1927 etwas gelehrt hat, so dieses. An den entscheidenden Punkten ist sie nicht weiter gekommen als bis zur Feststellung der vorhandenen großen Unterschiede zwischen den hauptsächlichen Kirchenkörpern. Wer also gegenwärtig im Namen des Protestantismus ein Urteil abgibt, gibt es im Grunde immer nur ab vom Standpunkt seiner einzelnen Konfession oder Denomination aus. Er mag subjektiv davon überzeugt sein, daß dieser Standpunkt für seine Gruppe verbindlich ist, ja daß er darüber hinaus allgemeine Anerkennung verdient. Trotzdem hat er nach Lage der Dinge kein Recht, diesen seinen Standpunkt oder den Standpunkt seiner Teilkirche als „ökumenisch" aufzufassen.

Bewußt geschieht dergleichen natürlich so gut wie nie. Auch Macfarland sagt nicht etwa ausdrücklich, daß seine Beurteilung die ökumenische sei. Aber unausgesprochen durchzieht sein ganzes Buch die Ueberzeugung, daß sein Standpunkt im Kern so gut wie der gesamten außerdeutschen Christenheit eigen sei und als solcher das Gewicht ökumenischer Gültigkeit habe. Wohlverstanden: wir sprechen Herrn Dr. Macfarland nicht das Recht ab, über uns zu urteilen. Wir leugnen gar nicht, daß von seinem Standpunkt aus manches ihm unverständlich, vielleicht geradezu unchristlich vorkommen muß. Wir sehen sogar ein, daß es sich dabei gelegentlich um solche Urteile handelt, die nicht bloß von Macfarland her, sondern auch von anderen Gesichtspunkten, ja zum Teil von unseren eigenen Grundsätzen aus zu fällen sind. Aber das gibt noch nicht das Recht, auch nur den Anschein festzuhalten, als spreche aus solcher Uebereinstimmung das ökumenische Bewußtsein. Es ist immer nur das Urteil einer Teilkirche oder Kirchengruppe über eine andere Teilkirche oder Kirchengruppe, also selber kein ökumenisches Urteil, sondern bloß ein Gruppenurteil. Der ökumenischen Sache hilft man nur dadurch weiter, daß man sorgfältig die Verwechslung zwischen ihr und einem Gruppenstandpunkt vermeidet. Wir fassen zusammen: ökumenische Urteile sind zur Zeit unmöglich, weil es keine ökumenische Theologie gibt.

Unmißverständlich ökumenisch ist zur Zeit nur ein einziges Verfahren: die gemeinsame Mühe um die Herausarbeitung der entscheidenden Fragestellung. Die verschiedenen Teilkirchen müssen sich in dem Sinn zusammenfinden, daß sie durch die Methode des Vergleichs und der Unterscheidung untereinander herausarbeiten, wo für sie die großen gemeinsamen Nöte und Aufgaben liegen, und sie müssen untereinander gewissermaßen die Erfahrungen austauschen, die jede Teilkirche mit ihrer Teillösung bisher gemacht hat. Die Kirchen sind ja konfessionell und national voneinander unterschieden. Das bedeutet gerade auch für unser Problem eine doppelte Verwicklung. Auf unsere Grundfrage nach dem gegenseitigen Verhältnis von Lehre und Verfassung antworten zunächst die verschiedenen Konfessionen verschieden. Die typologischen Strukturen, die sich so ergeben, werden aber dann selbst nochmals abgewandelt unter einem zweiten Gesichtspunkt: je nach dem Nationalstil der christlichen Verkündigung. So ergibt sich eine vielfältige Vertikal- und Horizontalgliederung kirchlicher Typen. Es ist z. B. in unserem Falle ganz wesentlich, daß man beachtet, wie das deutsche Lutherтum in eigentümlicher Weise immer versucht hat, gleichzeitig zweierlei zu tun: die Glaubensentscheidung in die Innerlichkeit des persönlichen Gewissens zu verlegen, hingegen den Aufruf zum Glauben, die öffentliche Wortverkündigung, im Nationalstil geschehen zu lassen. So kommen wir von anderen Voraussetzungen her als etwa Macfarland, dem der Glaube niemals bloß Innerlichkeit, sondern immer auch Tatäußerung und kultureller Gestaltungswille ist, und dem der Nationalstil durchaus zurücktreten muß hinter dem in Amerika vorherrschenden prinzipiellen Konfessionsbegriff (denomination). Sobald im klaren Wissen um diese Unterschiede das Gespräch geführt wird, tritt eine ganz andere Willigkeit, sich belehren zu lassen, bei jedem verständigen Partner ein. Weiß er doch, daß ihm nicht ein artfremdes Prinzip zugemutet wird, sondern daß er lernen darf von der Weise, wie die gleiche moderne Problematik auf einem fremden Boden auftritt und dort ihre Bewältigung findet! Ist diese Lernbereitschaft gegenseitig, so wird keiner über den Anderen urteilen, sondern die Urteilsbildung Jedem selber überlassen. Er wird sie vor allem sich selbst gegenüber nachdrücklich üben. Hätte uns Macfarland, anstatt Urteile zu formulieren, lieber gesagt, wie er sich denn eigentlich im Rahmen seiner amerikanischen Voraussetzungen die zeitgemäße Antwort auf die Frage nach Kirche und Staat sowie nach Glaube und Verfassung denkt, würde er uns einen größeren Dienst geleistet haben. Denn es wäre dann unsere selbstverständliche Pflicht gewesen, es wäre vor allen Dingen möglich gewesen, die Frucht amerikanischer Bemühungen sinngemäß anzuwenden auf unsere besondere Lage, die im Unterschied von Amerika durch den Begriff der „Volkskirche" bestimmbar ist.

Damit kommen wir schließlich zu der entgegenlaufenden Ueberlegung: zu unserem Beitrag zur ökumenischen Sache.

Auch in Macfarlands Buch finden sich gelegentlich Andeutungen der Art, daß das, was wir erarbeiten, schließlich auch den Anderen zugute kommen muß. Aber er bleibt bei dem allgemeinen Satz stehen, ohne ihn inhaltlich näher zu bestimmen. Dazu wäre aber gerade bei unserem Thema die beste Gelegenheit gewesen. Denn es handelt sich um die folgenschwere Erkenntnis, daß der Beitrag, den eine Teilkirche dem Ganzen leisten kann, genau an der gleichen Stelle zu erwarten ist, wo diese Teilkirche ihre besonderen Schwierigkeiten hat. Es scheint mir ein kurzsichtiges und gefährliches Mißverständnis zu sein, zu meinen, man könne von einer Teilkirche in einer Hinsicht Förderliches feststellen, in anderer Nachteiliges. In Wirklichkeit liegt die Möglichkeit eines ernsthaften Beitrags zum Oekumenischen gerade da, wo auch die Spannungen im gegenseitigen Verstehen auftauchen. Unsere „Volkskirchlichkeit" ist es, die den Fremden manche Anstöße bereitet. Aber ist es nicht wiederum eben diese Volkskirchlichkeit, von der ein spezifischer Beitrag zum Werden einer ökumenischen Christlichkeit erwartet werden darf? Für uns bezeichnet der Begriff „Volkskirche" genau die Stelle, an der sich alle die Probleme wie in einem Treffpunkt begegnen, von denen wir im Laufe dieser Besprechung reden mußten. Staat und Kirche, Bekenntnis und Verfassung, Lehre und Leben, öffentliche Verkündigung und persönliche Entscheidung, Konfessionalität und Nationalstil, kurz alle Spannungen, wie sie durch solche Begriffspaare ausgedrückt werden, versuchen wir auf deutschem Boden fruchtbar zu machen und zu bewältigen durch die Herausarbeitung einer spezifischen Volkskirchlichkeit. Sie entzieht sich den Kategorien, mit denen Macfarland arbeitet; denn sie ist nicht Freikirche und nicht Staatskirche, sie liefert weder die Kirche an den Staat, noch die staatliche Obrigkeit an das Kirchenregiment aus. Sie vermischt nicht, was unterschieden werden muß, und sie zerreißt nicht, was zusammengehört. Wir behaupten nicht, daß wir die Volkskirche schon hätten, aber sie steht uns vor Augen als Richtpunkt, auf den sich unsere bisherige kirchengeschichtliche Entwicklung hinbewegt und den wir deshalb für uns selber als Arbeitsziel anerkennen. Wir sind nicht so kühn, für diesen Kirchenbegriff ökumenische Gültigkeit zu beanspruchen, wohl aber glauben und hoffen wir, daß das, was wir unter diesem Zeichen auf unserem Boden erleiden und erstreiten, einen Beitrag zum Oekumenischen, nämlich zur evangelischen Kirche der Zukunft hervorbringen wird.

Macfarland hat an einer Stelle seines Buches halb im Scherz und doch auch wieder halb im Ernst darauf hingewiesen, daß der vielgeschmähte amerikanische „Aktivismus" heute im „deutschen Aktivismus" einen Zwillingsbruder gefunden habe. Er denkt dabei an das „politisch-soziale Evangelium" der Deutschen Christen (S. 118 f.). Wäre es nicht richtiger und für alle Beteiligten hilfreicher gewesen, die Verwandtschaft der kirchlichen Lage zwischen Amerika und Deutschland in umgekehrter Richtung und in positivem Sinn herauszuarbeiten? Also zu zeigen, daß und wieso das Ringen der sogenannten „Bekenntnisfront" um eine bekenntnistreue evangelische Volkskirche in Deutschland dasselbe auf deutsch ist, was heute oder morgen von unseren amerikanischen Glaubensgenossen auf ihrem Boden herausgearbeitet werden muß?

Wenn Macfarlands Buch dazu mithilft, daß im englischsprechenden Protestantismus die Solidarität weltprotestantischen Willens zur Kirche und insbesondere die gemeinsame Verantwortlichkeit für theologische Klarheit vertieft wird, kann das Buch auch trotz der geäußerten Bedenken sich segensreich auswirken. Unsrerseits glaubten wir ihm eine so ausführliche Erwiderung schuldig zu sein, da er sein Buch unter die Widmung gestellt hat: „Meinen vielen und langjährigen Mitarbeitern und Freunden, die die evangelische Kirche Deutschlands zu dauernder Verbundenheit mit der ökumenischen Christenheit geführt haben."

Wir wissen uns nicht nur „verbunden mit der ökumenischen Christenheit", sondern als ein Glied in ihr. Ein Glied darf sich nicht vom Körper trennen, aber der Körper kann auch nicht leben ohne seine Glieder. Das Erste lassen wir uns gern zur Mahnung gesagt sein, zumal von einem so verdienten Vorkämpfer ökumenischer Christlichkeit wie Macfarland. Das Zweite aber gilt nicht minder. Wir machen es geltend gegenüber dem Theologen Macfarland, der seine nicht-lutherische und nicht-deutsche Theologie zu unvermittelt für ökumenisch zu halten scheint und so eine Norm aufrichtet, der wir uns nicht unterwerfen können, — nicht dürfen um der wahren Oekumenizität willen.

Marburg Heinrich Frick

Zwischen Verweltlichung und Verflüchtigung

Das Christentum ist ständig in doppelter Gefahr.

Erstens der, daß man, um Gottes Willen in der Welt durchzusetzen, bestimmte Taten, Bräuche, Einrichtungen als gottgefällig, heilig ansieht und dabei verkennt, daß Gott über die Welt erhaben bleibt, nichts in der Welt ganz göttlich sein kann, allem Kirchentum ein gut Stück Weltlichkeit anhaftet, allem Handeln von Priestern und Pastoren und aller theologischen Weisheit ein gut Stück menschlicher Unvollkommenheit. Aber wie oft haben Christen für ihre Kirche gekämpft, als wäre sie das Reich Gottes auf Erden, wie oft für ihre theologischen Lehren, als wären diese der Inbegriff voller Wahrheit von Gottes Wesen und Gottes Weltregierung! Evangelische empfinden namentlich die Art, wie in der katholischen Kirche der Papst als Stellvertreter Gottes gilt und die Priester als Gottes Bevollmächtigte, die Art, wie hier an Stelle der Gottesherrschaft Menschenherrschaft tritt, diese ganze Verkirchlichung als eine feine, aber besonders schlimme Verweltlichung des Christentums.

Verweltlichung — man kann auch sagen: Veräußerlichung. Sie ist da, wenn ich das Göttliche verdingliche, Stoffe als heilig ansehe, mit heiligen Sachen umgehe, Gewänder, Oele, Kerzen für heilig halte, und zwar so, daß darüber die Ehrfurcht des Herzens vor dem wirklich Höchsten, dem Ewigen, schwächer wird und der Ernst der Betätigung des Christentums, selbstverleugnender Liebe, abnimmt. Sie ist auch da, wenn ich kirchliche Rechtsvorschriften oder scharfsinnig erarbeitete Dogmen betone und wiederum darüber die Wärme des Herzens und der Ernst der Hingabe an die Brüder geringer wird. Beide Male handelt es sich um Veräußerlichung. Denn Gott beansprucht unser Innerstes, das Herz, und er spricht zu uns tief innen, im Gewissen. Aller Kult mit seinen mannigfachen Formen, alle kirchlichen Verfassungen und alle Dogmen sind doch ursprünglich nur einerseits Ausdruck der Ehrfurcht vor Gott, die im Herzen wohnt, andrerseits wollen sie zu solcher Ehrfurcht anregen und zu einem ihr entsprechenden christlichen Leben helfen. Sie sind einmal Aeußerungen erlebter Gemeinschaft mit Gott gewesen, und wollen Mittel dazu bleiben, daß Menschen Gemeinschaft mit dem Ewigen gewinnen und behalten. Mittel dürfen aber nicht zum Selbstzweck werden; man darf nicht das Aeußere für das Innere nehmen. Das Geringere soll sich nicht an Stelle des Höheren drängen, das Aeußere nicht an Stelle des Inneren, das Irdische nicht an Stelle des Ewigen. Lebendigem Gottvertrauen, wahrem Glauben, echter Frömmigkeit kommt es auf Gott selbst und auf Gott allein an, nicht ebenso auf Sätze über ihn oder auf Ordnungen und Bräuche der Gemeinschaft derer, die sich zu ihm bekennen. Wo es um diese Dinge geht, als wären sie das Höchste, ist Veräußerlichung, Verweltlichung des Christentums eingetreten, die der Protestant so oft der katholischen Kirche vorwerfen muß.

Aber auch das evangelische Christentum ist einer schweren Gefahr ausgesetzt. Man kann sagen: der entgegengesetzten. Weil im Protestantismus die Fehlbarkeit aller sichtbaren Kirchen betont wird, keine beichtväterliche Autorität den Gläubigen Vorschriften für ihr sittliches Handeln macht, Jeder an sein Gewissen verwiesen wird, so kann, wenn dem nicht eine um so lebendigere Frömmigkeit und ein um so schärferes Verantwortungsbewußtsein der Einzelnen entspricht, geradezu Verflüchtigung des Christentums eintreten. Weil Kult und

Kirchenverfassung hier bei weitem nicht so hoch eingeschätzt werden wie im Katholizismus, wurde im älteren Protestantismus die reine Lehre, das Dogma, um so wichtiger; aber das gab keine Sicherheit für größeren Ernst praktischen Christentums, und im neueren Protestantismus ist die Lehre mehr und mehr umstritten, mannigfaltiger geworden, so daß auch in diesen Fragen Jeder mehr und mehr auf sich selbst gestellt, an sein Gewissen verwiesen ist. In einer Hinsicht zwar ist der Protestantismus aktiver, weltzugewandter als der Katholizismus: bei uns ist das asketische Ideal preisgegeben. Aber in allem Uebrigen bedeutet das vorhin Dargelegte, daß in den protestantischen Volkskirchen das Heil weder an konkrete Dinge und Ordnungen dieser Welt geknüpft ist wie in der katholischen Kirche, noch so mit speziellen Anforderungen an die Lebensführung verknüpft ist wie dort oder auch in einigen evangelischen Freikirchen und Sekten; es ist über die Dinge dieser Welt hinausgehoben. Dem Katholiken erscheint die unsichtbare Kirche, an die der Protestant glaubt, als unwirksame Utopie, dem orthodoxen Evangelischen das Christentum kritischer Theologen leicht als kraftloses Gedankengespinst. Je kritischer das Denken und je innerlicher das Christentum, um so mehr ist es — so empfinden Viele — in steter Gefahr, verflüchtigt zu werden, seine Fühlung mit dem Wirklichen und seine Macht über das Wirkliche zu verlieren; der Wille zu christlichem Leben ist hier in der Gefahr, zu erschlaffen. So Vieles in katholischem Wesen dem Protestanten unchristlich erscheinen mag, in der Kraft zu echt christlichem Leben steht das katholische Christentum dem protestantischen mindestens nicht nach. (Obgleich, wie um der Gerechtigkeit willen gesagt werden muß, gerade auch in festestem Kirchentum der sittliche Wille erschlaffen kann.)

Zwischen diesen beiden Gefahren der Verweltlichung (oder Materialisierung) und der Verflüchtigung unseres Christentums stehen zwei Bestrebungen, die Jedermann als berechtigt anerkennt: die nach Betätigung und die nach Vergeistigung des Christentums. Beide bringen uns aber leicht in jene Gefahren. Das Streben nach Betätigung, Verwirklichung des Christentums führt oft zu gesetzlichem Wesen oder zum Glauben an Heilswert äußerer Dinge, geht dann also über in Veräußerlichung, Verweltlichung, Materialisierung; das Streben nach Vergeistigung aber, so berechtigt es gegenüber solcher immer wieder eingetretenen Materialisierung des Christentums sein mag, kann leicht zur Verflüchtigung des Glaubensinhalts, auch zur Erschlaffung des christlichen Willens verleiten.

Wenn das Kirchentum sich verfestigt, ist im allgemeinen zugleich die Gefahr der Verweltlichung, Veräußerlichung des Christentums da. Reformatorische Bewegungen, an denen es ja auch in der katholischen Kirche nicht fehlt, bringen leicht die Gefahr der Verflüchtigung des Christentums mit sich. Welche Gefahr innerhalb der evangelischen Kirche jeweils entschiedener zu bekämpfen ist, das ist zeitenweise und länderweise verschieden. Im Blick auf die Deutsche Evangelische Kirche der Gegenwart ist, ohne daß man auf kirchenpolitischen Tagesstreit einzugehen braucht, als theologisches Urteil auszusprechen, daß bei den beiden einander scharf bekämpfenden Gruppen die Gefahr der Veräußerlichung da ist.

Bei den Deutschen Christen besteht diese Gefahr, sofern sie überschätzen, was enge Verbindung der Kirchen mit Staat und Volkstum bedeutet; solche gibt keineswegs Sicherheit, daß die innersten Kräfte des Christentums wirksam bleiben. Nationale Leidenschaft ist immer mit Wille zur Macht verbunden; dieser aber ist — darüber sollen wir uns klar sein, die wir unser Volk und Vaterland leidenschaftlich lieben und ihm gerade in Kampfzeiten doppelt treu dienen wollen — von dem Willen zur Wahrheit und Gerechtigkeit nicht nur verschieden, sondern er tritt oft in Gegensatz zu den Gesinnungen der Bruderliebe, Nächstenliebe, Menschenliebe, Feindesliebe, die dem Christentum wesentlich sind.

Die jungreformatorische Bewegung aber und die sogenannte Bekenntnisfront, die jeder Politisierung der Kirche gegenüber den Ernst echten Christentums betonen, erliegen oft einer anderen Gefahr. Weil der kirchliche Streit so leicht als ein Kampf um das Recht in der Kirche geführt wird, und weil wir Theologen so gern den Anderen eine falsche Theologie vorwerfen, und weil die Zeit, revolutionärer Erschütterungen müde, nach festen Autoritäten verlangt, deshalb betonen sie die Geltung kirchlicher Bekenntnisschriften oft so, als ob mit der Wiederaufrichtung der alten Dogmen das echte Christentum gesichert wäre. Gewiß soll eine unüberlegte, eine rein stimmungsmäßige Denkweise, eine haltlose Theologie bekämpft, in gründlicher Gedankenarbeit durch eine bessere ersetzt werden. Aber wenn neben dem Bekennen, das in Tat und Leiden liegt, neben christlichem Leben und tapferem Eintreten für Gottes Forderungen, die uns unser Gewissen bezeugt, das Bekenntnis im Sinne der Bekenntnislehren, der Formeln der alten Bekenntnisschriften auf den Schild erhoben wird und praktisch in den Vordergrund tritt, so kann auch das eine schlimme Veräußerlichung, man darf schon sagen: Verweltlichung, des Christentums sein. Echte Jüngerschaft Jesu, Nachfolge Jesu ist etwas Anderes als Mitmachen kirchlicher Bräuche und Gehorsam gegen kirchliche Rechtsordnungen, aber auch etwas Anderes und Leichteres als Annahme von Dogmen. Echte Jüngerschaft kann sich mit dem allen verbinden, und wer alle diese Dinge ablehnt, der ist in Gefahr, beim Zerbrechen aller Formen den Inhalt zu verschütten, das Christentum, statt es zu vergeistigen, vielmehr zu verflüchtigen. Aber nie darf die Jüngerschaft Jesu, das Wesen des Christentums, einfach mit jenen anderen Dingen gleichgesetzt werden. Das würde Veräußerlichung des Christentums bedeuten; gegen sie hat der evangelische Christ zu kämpfen, unbeirrt vom Lärm des kirchlichen Tagesstreits und die Fehler der verschiedenen streitenden Gruppen erkennend.

Dieser Wille, das Christentum immer wieder vor Veräußerlichung zu schützen, ist das innerste Motiv derer, die Frick in seinem Aufsatz über Macfarland (Sp. 685) als Volkskirchliche Gruppe bezeichnet hat. Weil sie nicht einheitlich organisiert sind, nicht so laut rufen wie die Anderen (und weil sie sich oft zurückgehalten haben, um wieder hervorzutreten, sobald manche heutige Schlagwörter und Trugbilder als solche erkannt sind), darum rechnen manche Beobachter des Tagesstreits mit ihnen überhaupt nicht ernstlich. Aber sie sind da, und man wird sie bald genug nötig haben. Und was den Namen Volkskirchliche Gruppe anlangt, so ist es zwar in der Tat eine hohe Aufgabe, unsere Kirche als Volkskirche zu erhalten über die heutigen Kämpfe hinaus. Und sowohl die Art der Deutschen Christen als auch die der Bekenntnisfront gefährden die Volkskirche schwer. Aber wenn es so käme, daß unsere Volkskirche zerbräche, wenn es, religiös gesprochen, Gottes Wille wäre, daß diese bisher in unserem Volk überlieferte Form christlicher Gemeinschaft sich nicht mehr hielte, wir müßten uns darein schicken. Was uns Volkskirchliche jedoch am stärksten beseelt, ist der Wunsch, das evangelische Christentum zu schützen vor Veräußerlichung, sowohl vor der Verweltlichung, die in Politisierung der Kirche liegt, als auch vor der Erschlaffung oder Erstarrung, die, wie sich schon in der altprotestantischen Orthodoxie als auch bei den kirchlichen Reaktionen des 19. Jahrhunderts zeigte, in Ueberschätzung der kirchlichen Lehre liegt. Die Freiheit, die wir suchen, ist die innere Freiheit, die in der Bindung an das selbständige Gewissen besteht. Je kräftiger und freier so unser Christentum wird, um so leichter wird unsere Kirche Volkskirche bleiben oder wieder werden können.

Kiel — Hermann Mulert

Deutsches Christentum heute

(Schluß)

7

Entscheidendes *verbindet* aufs engste *germanisches Leben* mit dem *Glauben Jesu*. Die Tiefe der germanischen Seele kann nicht in diesem Leben Beruhigung finden. Sie sucht nach einer tieferen Grundlegung und findet diese eben im Christentum. Der germanischen Religion, soweit sie sich selbständig hat entwickeln können, *fehlt das Verant-*

wortungsbewußtsein und damit die aus dem so begründeten Verhältnis zu Gott entspringende Kraft des Menschen, Herr seines Lebens zu werden. Der Mensch ist, wie er ist, schicksalgebunden, nicht der Sünde verhaftet, aber auch nicht frei und darum nicht verantwortlich. Er kann nur seines Daseins Lauf vollenden, dem Schicksal ergeben oder mit ihm kämpfend. Aber er kann nicht innerlich Herr seines Schicksals und Herr seiner selbst werden und damit wirklich festen Boden für sein Dasein gewinnen. Eben das empfindet der Germane in der christlichen Religion als das, worin sie der seinen überlegen ist.

Baetke „Art und Glaube der Germanen" sagt darüber: „... Niemals findet sich in den Sagas ein Fall, der irgendwie als ein Sichfügen in den Willen Gottes, sofern dieser dem eigenen entgegensteht, gedeutet werden kann, also als eine Anerkennung eines dem eigenen überlegenen göttlichen Ratschlusses. ... In der germanischen Religion fehlt das Soll; sie bleibt, auch soweit sie ins Ueberirdische und Uebersinnliche hinaufreicht, doch ganz in dem Bereich des Wollens; göttlicher und menschlicher Wille liegen wohl in verschiedenen Dimensionen, laufen aber in einer Richtung. ... Gerade von den Sagas aus erscheint das Christentum in bestimmtem Sinne als die Erfüllung der religiösen Sehnsucht, die in der germanischen Religiosität, wo immer uns diese sichtbar wird, lebendig war. ... Und in der großen geschichtlichen Wende der Zeiten, die alles, was bisher feststand, und so auch die Götter ins Wanken bringt, erwacht die Schicksalsfrage, die in ihrer Tiefe immer eine religiöse Frage ist. Sie ruft nach einem Gott, der Herr ist auch über das Schicksal."

Der Germane übernimmt zunächst die christliche Religion, wie sie ihm überliefert wird, in der das Verantwortungsbewußtsein im Erlösungsglauben nur bedingt besteht. Aber er setzt sofort aus seiner inneren Einstellung mit dem Bemühen ein, das Verhältnis zu Gott, als die Grundlage seiner seelischen Existenz, auf eine unmittelbare seelische Verbindung zu Gott — das geschieht in der deutschen Mystik — und auf das Verantwortungsbewußtsein Gott gegenüber aus eigener Kraft zu gründen. Luther tut einen entscheidenden Schritt auf diesem Wege. Von da aus erfolgt die Weiterentwicklung durchaus in „germanischem" Geiste, die gipfelt im deutschen Idealismus. Er macht das mit den eigenen seelischen Kräften des Menschen zu betätigende Verantwortungsbewußtsein der göttlichen, die Welt und sein Leben regierenden Macht gegenüber zur Grundlage der Lebensgestaltung. In ihm fühlt sich der Mensch verantwortlich dafür, an seinem Teile den göttlichen Gesetzen zum Durchbruch in diesem Leben zu verhelfen. Darin findet er den festen Punkt für die Gestaltung seines Lebens. Iphigenie betet zu den Göttern:

„Euch leg ich's auf die Knie! Wenn
ihr wahrhaft seid, wie ihr gepriesen werdet,
so zeigt's durch euren Beistand und verherrlicht
durch mich die Wahrheit!" —

Der Mensch aber genügt der göttlichen Forderung, wenn er nur nach Kräften sich bestrebt, sie zu erfüllen: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." Dem ist der Glaube Jesu innerlich verwandt: das Leben ein dauerndes Ringen um die Gottgefälligkeit der Seele. Das doppelte Liebesgebot Jesu verlangt Gott gegenüber Vertrauen, das immer wieder gefährdet ist, Verantwortung, die immer wieder bewährt werden muß, Dankbarkeit, die nicht erlahmen darf. Die immer im Kampf mit der Selbstsucht neu zu bewährende Nächstenliebe bringt Befreiung von den irdischen Banden. Darin liegt die innere Verwandschaft der germanischen Seele mit dem Christentum Jesu.

Die Entwicklung der germanisch-deutschen Religiosität stellt sich einer wirklich geschichtlichen Betrachtung so dar, daß die Annahme des Christentums nicht einen Umbruch, sondern einen Einbruch bedeutet. Das Christentum wird durchaus nicht einfach „übernommen", sondern es beginnt sofort eine Auseinandersetzung mit ihm und eine Weiterentwicklung selbständigen deutschen religiösen Lebens an der Hand des Christentums. Wäre das Christentum nicht in das Blickfeld der Germanen getreten, so ist anzunehmen, daß die germanische Religion aus Eigenem zu ähnlicher Entwicklung gekommen wäre.

Ueberwunden werden könnte das Christentum auch heute darum nur durch eine Religion, die den Menschen mindestens dasselbe gibt. Das ist jedenfalls bisher von einer anderen Religion nicht geboten worden. Nur wenn sie dieses Leben mit der gleichen Tiefe und Kraft im Ewigen zu gründen vermöchte, könnte sie an die Stelle des Christentums treten.

8

So könnte also wohl die evangelische Kirche dem deutschen Volke die Religion geben, die es heute will und braucht, wenn sie sich entschließen könnte, den Schritt über Paulus und Luther hinaus zum Herrn selbst zu tun, wie die Reformation den zu Paulus zurück unter Beiseitesetzung alles dessen, was sich seitdem darübergelegt, getan hat. Paulus und Luther, die großen Zeugen Christi in den entscheidenden Zeiten, dürfen niemals ausgeschaltet, aber noch weniger „vergötzt" werden. Sie sind für uns Zeugen, die über sich hinaus zu ihrem Herrn weisen, der auch der unsere ist. Das, was sie getan, den Glauben an Jesus Christus und sein Evangelium so auszusprechen, wie er ihnen als Kindern ihrer Zeit Grundlage des Lebens zu sein schien, darf auch die evangelische Kirche von heute tun. Ein Mann, dem man sicherlich nicht bestreiten wird und bestreiten kann, daß er ein evangelischer und ein evangelisch-lutherischer Christ gewesen ist, der Lutherforscher Holl, hat einmal gesagt:

Heute gibt es, darf man ruhig sagen, keinen Theologen, auch keinen Gläubigen aus der Gemeinde mehr, der das apostolische Glaubensbekenntnis in seinem wirklichen Sinne sich anzueignen vermöchte... Das sogenannte apostolische Bekenntnis ist ein Denkmal, das eine ungewöhnliche Formkraft und eine ungewöhnliche Bestimmtheit der Ueberzeugung miteinander geschaffen. Aber keinem Menschen ist es vergönnt, etwas Zeitloses, etwas Ewiges hervorzubringen. Er kann immer nur bekennen, was er und was seine Zeit glaubt. Und die Kirchen können nicht umhin, wenn anders sie leben wollen, ihre eigenen Glaubensbekenntnisse im Laufe der Jahrhunderte umzudeuten. Halten sie starr am Inhalt oder vollends an dem einmal geprägten Wortlaut fest, so verurteilen sie sich damit selbst zum Tode.

Das gilt auch für das „Bekenntnis", wie es Luther gestaltet hat. Auch hier muß Neues werden, will die Kirche lebendig bleiben. Freilich ist dieser Entschluß für die evangelische Kirche offenbar schwer, und er liegt den an die kirchliche und theologische Anschauung Gebundenen fern. Vor allem kann man wohl nicht den Entschluß fassen, sich von Luther freizumachen. Doch gilt hier nicht, wenn irgendwo, das Wort, daß der Buchstabe tötet, aber der Geist lebendig macht? Was war denn die eigentliche Tat Luthers? Er hat materiell das Verhältnis des Menschen zu Gott nicht geändert. Das ist das gleiche geblieben wie in der katholischen Kirche. Der sündhaft verlorene Mensch wird durch Leben und Tod Jesu Christi erlöst. Neu ist, daß Luther zwar einerseits scharf betont: Gott ist es, der uns das Heil schafft (nicht wir können es uns schaffen oder verdienen; von menschlichen Verdiensten vor Gott kann keine Rede sein), daß aber andrerseits nach Luthers Lehre das Heil dem Einzelnen nicht ex opere operato zuteil wird, sondern daß, damit es an ihm geschieht, es seines persönlichen Glaubens bedarf. Für Luther entspringt, wie Holl sagt,

aus dem Gerichtsgedanken das strenge Bewußtsein der Selbstverantwortung, der ganz persönlichen Haftbarkeit: für sich, für seinen Glauben wie für sein Leben. Aber zugleich, da das Gericht für ihn schon Gegenwart ist, die Nötigung, sich jetzt schon mit ihm endgültig auseinanderzusetzen... In dem Bewußtsein, selbst letzte Verantwortung tragen zu müssen und darum sie auch tragen zu wollen, wie in dem Bedürfnis, jetzt schon sein Verhältnis zu Gott, über seine „Rechtfertigung" oder Verwerfung ganz ins klare zu kommen... liegt dasjenige, was ihn gegenüber der die Verantwortungsscheu begünstigenden und die Ungewißheit von Gottes Urteil betonenden Kirche von Anfang an auf einen neuen Weg zwang.

Und so ist die Tat Luthers von den selbständig Denkenden seiner Zeitgenossen aufgefaßt worden. Nicht mehr die Kirche und nicht mehr der Priester hat die Seligkeit des einzelnen Menschen in der Hand, sondern er selbst. Vertraut er, so darf er der Gnade Gottes gewiß sein. Aber er muß auch vertrauen, wenn er es sein will. Und eben das ist das Deutsche an Luther, daß er die Heilswirkung des Opfertodes Jesu Christi so schließlich doch von der freitätigen Mitwirkung des einzelnen Menschen abhängig macht, also eine Tat von den Menschen fordert, nicht die einfache Hinnahme der ohne sein Zutun sich vollziehenden Wirkung. Daß er dies im Grunde

erkennt, diese Tat ist groß genug, um Luthers Leistung für die Gestaltung des deutschen religiösen Lebens für alle Zeiten zu einer einzigartigen und entscheidenden zu machen. Zu fordern, daß er auch den zweiten Schritt hätte tun müssen, daß, wenn er den Menschen für sein Seelenheil verantwortlich machte, er ihn auch materiell nicht mehr an einen bestimmten Inhalt des Glaubens hätte binden dürfen, wäre mehr verlangt als ein Mensch, auch der Begnadetste, leisten kann.

Aber blieb der Inhalt des Glaubens auch wesentlich unverändert und unveränderlich, so brach seine Tat in ihrer Wirkung auch der Freiheit des Glaubensinhaltes eine Gasse. Denn weil Luther die Wirkung des objektiven Glaubens von dem subjektiven Glaubensakt abhängig machte, durfte der Mensch allmählich auch „glauben", was er „glauben" konnte, d. h. was er als Grundlage für die Gottverbundenheit seiner Seele empfand. Damit war die Subjektivität der Glaubensgestaltung auch nach der inhaltlichen Seite nicht nur möglich, sondern gefordert. Die Weiterentwicklung des deutschen religiösen Lebens vollzog sich nun freilich zum Teil außerhalb der evangelischen Kirche. Die Kluft zwischen dem geistigen Leben und dem aus ihm sich ergebenden Glauben und der Kirche wurde immer größer. Die Aufgabe der evangelischen Kirche wäre gewesen, in der von Luther gewiesenen Richtung neue Wege zur Verkündigung Jesu zu suchen, die der mündig gewordene Mensch gehen konnte. Auch für Luther war Jesus Christus und seine Verkündigung der Mittelpunkt des Glaubens, und er wollte den Weg weisen, der seiner Ueberzeugung nach am sichersten zu ihm führte. Ziel der evangelischen Kirche muß immer das sein und bleiben: Jesus Christus und sein Evangelium; das muß sie für den Menschen der Gegenwart lebendig und fruchtbar machen. Das hat Luther gewollt. Seinen Geist lebendig halten heißt, neue Wege zum Herrn suchen in der von ihm gewiesenen Richtung.

Nur dann hat evangelischer Glaube eine Zukunft. Sonst stellt er nichts grundsätzlich Anderes dar als der katholische Glaube, dem er an Folgerichtigkeit und Ueberzeugungskraft dann unterlegen ist. Nur eine Erneuerung evangelischen Glaubens aus der Verkündigung des Herrn selbst heraus sichert ihm neues und ewiges Leben.

9

Auch dieser Glaube „nach Jesus" ist „positiv". Er gründet sich wie der reformatorische auf das Neue Testament. Er ist kein leichter Glaube. Ja, er ist schwerer als der reformatorische, denn er muß täglich, stündlich mit der Tat bekundet werden von dem, der sich zu ihm bekennt.

Und doch ist er ein beseligender Glaube, der das Leben vertieft und weitet. Er stellt jeden Augenblick des Lebens als Arbeit an dem Reiche Gottes auf dieser Erde in das Licht des Ewigen. Er läßt teilhaben an dem göttlichen, Liebe und Leben spendenden Wesen, indem er lehrt, alles von Gott geschaffene Leben mit der gleichen Liebe zu umfassen, wie Gott selbst.

Er ist der einfachste und tiefste Glaube zugleich. Er bedarf keiner Lehrsätze und Glaubensregeln. Jeder, der nur Mensch ist, kann ihn erfassen und nach seinen Kräften erfüllen und keiner wird jemals damit fertig, er stehe auf der höchsten Stufe menschlichen Lebens. Dieser Glaube verbindet enger mit dem Herrn als jeder andere. Denn sein Wesen ist nur zu erfassen mit der Tat, mit dem, wenn auch noch so unvollkommenen, Versuch, seine Forderungen zu erfüllen. Dabei bewahrt vor jeder Ueberheblichkeit auf Grund des etwa Geleisteten von vornherein die Höhe der Forderungen des Herrn. Ihnen gegenüber kann auch höchste menschliche Leistung in dem Streben nach ihrer Erfüllung immer nur einen Schritt zum unendlich fernen Ziel bedeuten, den Gott in seiner Gnade aber als Bekundung guten Willens annimmt. Dieser Glaube ist, wie jeder andere, unbeweisbar und unwiderlegbar. Wer an das Gottesreich der Liebe nicht glauben kann, wer nur den Kampf ums Dasein in der Welt wirksam sieht, kann ihn nicht haben, ebensowenig wie der, der an Gott als den alliebenden Vater nicht glauben kann, sondern nur an den „ganz anderen", von der Welt geschiedenen Gott. Aber beide werden denen, die den hier umrissenen Glauben haben können, ihn lassen müssen. Sie haben kein Recht und keine Macht, ihn ihnen zu verwehren oder zu bestreiten, daß es ein positiver evangelischer Glaube sei.

Kann man nicht die Bahn freimachen für eine Entwicklung der evangelischen Kirche oder zunächst innerhalb der evangelischen Kirche in dieser Richtung?

Selbstverständlich kann es sich nicht darum handeln, in einem neuen reformatorischen Akt den Glauben „nach Jesus" an die Stelle des überkommenen reformatorischen, eingangs gekennzeichneten Glauben zu setzen. Es kann sich nur darum handeln, daß auch denen, die auf diesem Glauben an den Herrn und sein Evangelium ihr Leben gründen wollen, volles Heimatrecht in der Kirche gegeben wird. Selbstverständlich müßte auch die Zulassung und Anerkennung dieses evangelischen Glaubens mit aller Schonung des überlieferten Glaubens geschehen. Er kann und darf nicht irgendwie beiseite geschoben werden und soll nicht dem anderen Glauben irgendwie unterlegen erscheinen. Es müßte eine Formel gefunden werden, die beide Glauben an den einen Herrn in sich schlösse, den sowohl, für den er der Erlöser vornehmlich durch seinen Tod, wie der, für den er es durch sein Wort, sein Leben und sein Sterben ist.

Ist hier nicht doch das Gemeinsame wesentlicher als das Trennende? Sind beide Glauben nicht so eng miteinander verflochten, daß eine Gemeinschaft beide umschließen könnte, zumal Luther den ersten Schritt zu Jesus zurück getan hat, indem er die Wirkung des Opfertodes Jesu Christi von der aktiven Mitwirkung des Menschen abhängig macht gegenüber dem katholischen, die Wirkung allein auf das Opfer an sich stellenden Glauben?

Beiden gemeinsam ist die Ueberzeugung, daß Jesus den Menschen das Heil gebracht habe, daß nicht das äußere Leben der Sinn des Lebens ist, sondern das Leben der Seele, daß Gott nicht äußere Hilfe für dieses Leben gibt, sondern daß der Mensch seine Seele in Uebereinstimmung mit Gottes Willen bringen muß, um sich seine Hilfe in dem, was der Kern und das Wesen des Lebens ist, zu sichern. Für beide ist Jesus der Heiland, für die Einen als der, der durch sein inneres Verhältnis zu Gott, durch den von ihm erlebten, gelebten und verkündeten Glauben den Menschen den Weg zu Gott gewiesen hat — für die Anderen als der, der durch ein wunderbares Verhältnis zu Gott die Kluft zwischen Gott und Mensch überbrückt hat.

Auch für Jesus war die Frage: Wie kann der an das Irdische gebundene Mensch sich der Gemeinschaft mit Gott versichern? Für ihn gab es aber keine äußere Lösung der Frage, nur eine innere, in der Ueberwindung der Bindungen an die Welt durch die in jeden Menschen gelegte göttliche Kraft der Liebe. Mit ihr kann der Mensch die das Verhältnis zu Gott beeinträchtigenden irdischen Bindungen überwinden, zur Einheit mit Gott, zu dem Verhältnis des Kindes zum Vater gelangen. Nicht allein aus eigener, ihm auch von Gott geschenkten Kraft; die Gnade Gottes ist auch für Jesus notwendig. Aber der Mensch soll die Kräfte regen, die Flügel der Liebe spannen, soweit sie reichen — in der Zuversicht, daß Gottes Gnade Erfüllung der durch die Tat bekundeten Sehnsucht gibt, so den Saum seines Kleides zu rühren.

Der von Jesus gewiesene Weg erschien denen, die dies Evangelium verkündeten, zu schwer und zu unsicher, gerade aus dem Gefühl des Abstandes zwischen der eigenen Seelenverfassung und der des Herrn heraus, wie sie selbst oder durch die Ueberlieferung ihn kennengelernt hatten. Und so wurde er für sie aus dem, der den Weg vorangegangen, dem sie im Staube wandernd folgen sollten, zu dem Gottgesandten, der wie der Heilige der Mysterien die ihm gläubig Vertrauenden und so ihm Verbundenen auf Adlerflügeln mit sich trug zu den seligen Gefilden eines ewigen Lebens ohne Qual und ohne Schuld.

Könnte man sich nicht zusammenfinden unter dem Zeichen „Jesus Christus unser Herr", dem Einzelnen Freiheit gebend, wie er den Weg der Seele zu diesem Herrn fin-

den will, wenn er ihn nur — so oder so — sucht „von ganzem Herzen und von ganzem Gemüt“? Wäre es nicht möglich, so eine lebendige große evangelische Volkskirche zu schaffen, die aller wahrhaft evangelisch Gesinnten Sehnsucht ist? Solche Kirche vermöchte auf dem Grund des Evangeliums von Jesus Christus dem deutschen Volke einen Glauben zu geben, der Quelle der Kraft für die Arbeit an den uns heute gestellten Aufgaben und zur Ueberwindung der Nöte unserer Zeit sein würde und der Alle vereinte, die ihr Leben auf dem Glauben an und durch Jesus Christus aufbauen wollen. Könnte ihr Bekenntnis nicht etwa so lauten:

Der Glaube, zu dem sich die Deutsche Evangelische Kirche bekennt, ist der Glaube durch Jesus Christus unseren Herrn, unseren Heiland und Erlöser, der die frohe Botschaft verkündet hat von der Liebe Gottes zu uns, an Gott den Schöpfer und Erhalter der Welt, unseren Vater. Zu ihm hat der Herr uns den Weg gewiesen durch sein Wort, sein Leben und sein Sterben. Mit den uns von Gott gegebenen, von seinem Geist geheiligten Kräften dürfen und sollen wir unser Leben aufbauen auf dem uns durch Jesus Christus offenbarten Glauben an die Liebe Gottes und auf der Liebe zu Gott — das ist: auf dem unbedingten Vertrauen auf seine Führung, auf der uns selbst erhebenden Dankbarkeit für seine Gaben, auf der uns in allem Guten stärkenden Verantwortung gegenüber dem Lenker aller Dinge, auf der Verpflichtung zum Kampf gegen Sünde und Leid in uns und um uns, und zur Uebung tätiger Liebe gegen unsere Mitmenschen, auf der Zuversicht zu seiner Gnade endlich gegenüber dem, der trotz ernstlichen Wollens aus menschlicher Schwäche irrt und fehlt.

So hat der Herr uns freigemacht von der Verstrickung in die Banden dieses irdischen Lebens. So führt er uns durch die Kraft des heiligen Geistes zur beseligenden und verpflichtenden Einheit mit Gott, wie er sie selbst in seinem irdischen Leben bis zum Letzten bewährt hat.

Deutscher evangelischer Glaube weiß sich berufen von dem Christus, der uns Menschen von heute nicht weniger ruft als er einst die Apostel und Reformatoren rief, der auch bei uns wohl auf dem Plan ist mit seinem Geist und Gaben. Es ist nicht der Wille des Gottes, den uns unser Herr Jesus Christus als seinen Vater verkündet, daß wir nur rückwärts schauen im Bewußtsein unserer Unwürdigkeit und in Bewunderung vergangener Taten, sondern daß wir selber ans Werk gehen im Glauben, daß Gott es dem Aufrichtigen gelingen läßt.

Leipzig Alfred Giesecke

Einig durch Jesus Christus

1

Als ich im heißen Juli an den See Genezareth kam, fand ich im Hospiz Tabgha in Einsamkeit und Ruinen einen deutschen Mönch, der dort Landwirtschaft trieb und fünfzig arme Beduinen Landwirtschaft lehrte. Wir waren nur 24 Stunden zusammen und wechselten nur einmal Briefe, und doch weiß ich mich mit diesem Mann im Tiefsten einig; denn wie er seine Beduinen erzieht und betreut, so lebte ich einst den Lehrlingen und Arbeitsburschen im Arbeiterquartier Hammerbrook-Hamburg. Uns Beide treibt Jesus Christus.

In London lernte ich einmal einen christlichen Japaner kennen; er erreichte durch wenige erstaunlich geschickte Fragen, daß wir uns Beide als Schüler der deutschen kritischen Theologie erkannten. Aber das war nur eine Einigung im Verstand. Viel ernster fühlte ich mich ihm verbunden, als er mir aus seinem christuserfüllten Herzen seine Sorge um sein japanisches Volk offenbarte, das, plötzlich in die Industrie hineingerissen, alte Sitten und Lebensformen verlöre.

In Schottland war es, wo ich als Jüngling von presbyterianischen Predigern in ihre soziale Arbeit eingeführt wurde; ich war mit ihnen unter den Foundry Boys und in der Boys Company, und erlebte die Sonntage in den schlichten Gottesdiensten und wünschte mir, in meinem Großstadtvolk so wirken zu können wie sie.

In einer der kleinen Stuben von Toynbee Hall in Ostlondon saß ich einige Zeit später mit einem Quäker zusammen; der entwickelte vor mir das große, mannigfaltige Werk von Toynbee Hall und ich half selbst einige Monate. Danach stand ich selbst in einem ähnlichen Werke in Deutschland. Da sandte man mir einen armenischen Theologen, daß er bei uns, nachdem er drei Jahre in Deutschland studiert hatte, deutsches Volksleben kennenlerne. Meine Jungen nahmen ihn herzlich auf, wie jeden Gast, der zu mir kam. Er erzählte ihnen von dem fernen armenischen Volk. Freilich, daß es Christenverfolgungen gäbe, konnten sie sich im damaligen kultivierten Europa gar nicht vorstellen. Ich aber empfand tief mit dem fast schwermütigen jungen Mann, der um sein christliches Volk im türkischen Kleinasien bangte.

2

Wir waren verbunden durch die Duldung, die Lessing im Nathan gefordert hat, die heute fast vergessen ist. Ein Jeder lebe in der historischen Religion, in der er aufgewachsen ist, und er lasse den anderen das Recht, das Gleiche zu tun. Aber Jeder bewähre in der Liebe und der edelsten Gesinnung die Kraft seiner Religion.

Die wir — so möchte ich in Lessings Art weiter fragen — obgleich wir von verschiedenen Religionen kommen, uns doch durch unsere Taten im Tiefsten verbunden fühlen, müssen wir uns nicht eingestehen, daß es ein und dieselbe Kraft ist, die uns alle treibt? Und das ist Jesus Christus. Wir sind von Jesus ergriffen. Das ist es. Weil wir im Mittelpunkte unseres Wesens von ihm getroffen waren, deshalb erkannten wir uns in den verschiedensten Glaubensgewändern doch als einander verwandt. Und der rechte Jesusgeist ließ uns den Andern auch in dem uns fremdartigen Gewande achten. Wir waren dadurch stark, daß wir uns der Kraft anvertrauten, die von Jesus Christus ausging. Die Verschiedenheit des Glaubens, des Kultus störte uns nicht. Das war etwas, was zu den Andern auch dazugehörte, an dem Platze und in dem Land und Volk, wo er war.

Für einfache Gemüter wäre nun genug gesagt. Aber leider sind wir meist nicht einfachen Gemüts, und es gibt in der Welt die Theologen und die Kirchenlehren.

3

Laßt es uns nun erst mal klar und hart aussprechen: ein allen Kirchen gemeinsames Glaubensbekenntnis gibt es nicht.

Das sogenannte apostolische Glaubensbekenntnis, das in den ersten Jahrhunderten der Kirche sich herausbildete und in jener Zeit in mehreren Dutzend verschiedener Formen nachweisbar ist, hat niemals eine für alle Kirchen ganz gleiche Form erlangt. Bekanntlich hat der dritte Artikel den Satz: „Die Gemeinde der Heiligen“ nur in der lateinischen Kirche des Abendlandes und den aus ihr herstammenden Kirchen. Außerdem denkt dieses Glaubensbekenntnis im geographischen Weltbilde der Antike, das für uns gefallen ist; und von dem, was dem Protestanten das Wichtigste, Reue und Erlösung, steht nichts darin; das mußte erst Luther in seiner Erklärung hinzufügen. Das Nizäische Glaubensbekenntnis mit seiner Dreieinigkeitslehre wird von Unitariern abgelehnt; den Quäkern ist diese Lehre gleichgültig und auch noch sehr Vielen in anderen christlichen Gemeinden, weil man ja, um sie wirklich in ihrem Ursinn zu verstehen, erst die spätgriechische Philosophie studieren muß.

In den Blättern der deutschen Judenmission las ich einmal: Juden, die heute im Orient das Neue Testament in hebräischer Sprache lesen und von ihm überwältigt werden, erkennen Jesus als Messias und Heiland. Sie würden unmittelbar von ihm ergriffen; sie seien dann eben Judenchristen. Der weite Weg über die griechische Theologie sei für sie nicht nötig. Von Baptistenpredigern habe ich mit Stolz versichern hören: wir haben kein christliches Glaubensbekenntnis. Wollen wir bezweifeln, daß Unitarier, wie Theodor Parker, der edle Vorkämpfer gegen die Sklaverei, daß die Baptisten, daß gar die Quäker, die einzig Bewährten in der Weltkriegszerrissenheit, Christen seien, Christusergriffene? Das darf Niemand wagen.

4

Sollten wir nicht zufrieden sein, daß wir die zehn Gebote haben und das Vaterunser? Zuerst redet Gott durch die Stimme des Gesetzes.

Dazu mache ich für uns Lutheraner eine Anmerkung. Das neunte und das zehnte Gebot, die dem Wortlaut nach heute für unser soziales Empfinden unerträglich sind, lauten: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Knecht, Magd, Vieh und alles, was sein ist; wir sollten sie zusammenfassen: Du sollst deinem Nächsten nicht neiden sein Glück, noch alles, was sein ist. Der Neid ist nämlich hier getroffen als der Sünde Ursprung. Dafür sollten wir uns mit den Reformierten zusammenfinden und das Gebot wieder aufnehmen: „Du sollst dir kein Bildnis noch Gleichnis machen." Wir haben dies Gebot nötig, wo heute die Menschen sich Symbole setzen und sie anbeten wie Götzenbilder und sich um ihretwillen hassen und morden. Wir könnten über die Form der Gesetze wohl in der ganzen Christenheit einig werden.

Und ist nicht das „Vaterunser" unser Bekenntnis: Gottes Reich umfange uns, durchdringe uns! Gott gebe uns zu unserem Erdenleben, was wir bedürfen (Luther hat es ja so trefflich ausgemalt, was dazu gehört); es folgt Schuldbekenntnis und vertrauensvolle Bitte um Erlösung und Bewahrung. Reich, Kraft, Herrlichkeit — ist darin nicht ausgesprochen, worauf wir vertrauen?

Jeder Versuch der theologischen Unterhandlung, wenn er denn sein soll, gründet sich am besten auf das Vaterunser.

5

Tatsächlich sehen wir aber heute in der Theologie eine lebhafte Unterhaltung über die „Göttliche Weltordnung". Früher sprach man von der Theodizee, d. h. von der Gerechtigkeit der göttlichen Weltleitung. Diese Frage scheint augenblicklich weit zurückzutreten. Es wird vielmehr betont, daß die Welt auf jeden Fall unter dem Gericht stehe. Sie ist gefallen und in der Sünde. Man spricht von einem kosmischen Sündenfalle. Ich fürchte, wir sind hier auf keinem guten Wege. Vielleicht können sich einige Theologen aus verschiedenen Ländern in diesem Gedanken zusammenfinden, aber die Menge der Christusergriffenen wie der Christusfremden wird verständnislos daneben stehen.

Was heißt Welt, Kosmos? Ist die Natur mit einbegriffen? Man bejaht es mir, und ich erstaune. Vor meinem Fenster ist ein Futterhäuschen für die Vögel. Da kommen sie und benehmen sich ganz wie die Menschen. Da ist die dicke Drossel, sie jagt alle anderen weg; nur der Spatz, der freche Kommunist, der wagt's doch mal, ein Körnchen mit wegzupicken. Ist die Drossel fort, so sitzen wohl ein paar reizende Meisen und Buchfinken zusammen über dem Futter, fast so einig wie der Völkerbund. Indes — es geht doch nur so weit, als für alle etwas zu picken da ist. Nein, hier herrscht der Kampf. Und die Schilderung, die wir gerne machen: die anspruchsvolle Drossel, der freche Spatz, die lieben Meisen — das ist menschliche Dichtung. Natur steht nicht unter sittlichen Kategorien, hier gibt es nicht Freiheit, und darum keine Tugend. In der Natur offenbart sich uns kein Gott der Liebe, wohl aber eine bewundernswerte Klugheit, die bald zartfühlig, bald grausam wirkt, aber immer so, daß alles füreinander lebt und stirbt und doch endlich das Leben in tausendfacher Gestalt weiter wirkt. Wir müssen davor stehen mit Staunen und Schaudern. Je tiefer wir in die Natur eindringen, um so unergründlicher werden ihre Geheimnisse. Das gewaltige Buch von Titius „Gott und Natur" (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen) lehrt uns, wie wunderbar diese Geheimnisse sind.

Nun aber der Mensch! Ihm ist es gegeben, selbst neue Formen zu schaffen, Werkzeuge und Waffen. Und er hat die Freiheit, herauszubrechen aus der Beschränkung der Natur, wo jedes Geschöpf immer der Erhaltung seiner Art dienen muß. Der Mensch kann, um das Leben seiner Art wunderbar auszubreiten und zu steigern, sich Hilfsmittel schaffen und Naturkräfte sich dienstbar machen, aber er kann auch seine eigene Art zerstören. Ja, wo eine Volkskultur untergegangen ist, da ist auch die Landschaft Ruine, so die Campagna Roms und die nackten Berge Griechenlands und Palästinas. „Der Mensch ist gut", das war ein freundlicher Irrtum des 18. Jahrhunderts. Wohl regt sich in jedem Kinde viel guter Wille. Aber bald wird es von der Gesellschaft, in der es geboren ist, umfaßt, und lebt so ihre Sünden mit in Hochmut und Begierden. Und wahrscheinlich ist es mehr und weniger schon eine ererbte Verirrung der Triebe, die mit erwachender Körperkraft als sinnliche Begierde, Jähzorn oder Streitsucht oder Schwermut sich offenbart.

Ja, die Menschheit, weil ihr die Freiheit gegeben ist, ist allerdings gefallen und fällt täglich neu. Ihr Wirken ist furchtbar; darum vergleicht in der Bibel das Danielbuch alle Menschenreiche wilden Bestien, und Augustin sagt, die Tugenden der Heiden (also unerlöster Menschen) seien nur glänzende Laster. Wohl ist in uns auch viel guter Wille, frei zu sein, und aus einer geheimnisvollen Kraft tief in unserm Innern, wo wir uns mit der metaphysischen Welt berühren, zu handeln. Die Philosophen aller Völker lehrten derartiges. Das ist, was die Kirche „Logos spermatikos", ausgestreutes Wort Gottes, nannte. Aber auch in unserer besten Tat ist immer etwas Selbstsucht, etwas Sünde. „Es ist doch unser Tun umsonst, auch in dem besten Leben!" heißt es im Kirchenlied.

Darum Erlösung! Die Kraft, die mit Jesus Christus in die Welt kam, die kann erlösen. Hier ist Kraft aus einer anderen Welt; sie will in uns und mit uns ein Reich bauen, dessen Kräfte aus der anderen Welt stammen und das diese irdische Welt überwölben soll. Die andere Welt ist wirklich, sie ist nicht Natur; aber sie bricht hinein in die Natur und will uns, die wir ja niemals nur Naturwesen sind, vollenden.

Wie das nun geschieht, Erlösung und Vollendung, davon suchen die Kirchen zu sprechen. Freilich, indem sie von dem sprechen, was ja als Wirkung der anderen Welt erlebt wird, sprechen sie immer mit menschlicher Zunge. Darum reden sie verschieden; man sucht auf verschiedene Weise das Erlebnis zu fördern, indem man es in wunderbar schöner Feier darstellt oder indem man schlicht in schweigender Feier zusammentritt, bis die Kraft in einem der Harrenden sich von den anderen bezeugt. Völlige Einförmigkeit ist weder möglich noch nötig. Und was gesprochen wird, kann leicht auseinanderführen, statt zu vereinigen.

Aber soviel ist sicher: Wir werden in solchen Gesprächen niemals einig werden, wenn wir es nicht schon vorher sind, nämlich dadurch, daß wir ergriffen sind von der Kraft Jesu Christi. So ist das Einanderverstehen doch vielleicht so schwer nicht, wenn wir nur die Wirklichkeit, unsere Welt, wie unsere Wissenschaft sie uns schauen lehrt, rücksichtslos anerkennen, alle mythologische Verschleierung der Wirklichkeit vermeiden, jedem das Recht seiner geschichtlich gewordenen Kirchenart anerkennen und miteinander uns dem Geist Jesu anvertrauen und beten: Vater Unser, Dein Reich komme!

Bergedorf b. Hamburg Walther Classen

Von Gleichnissen, Bildern und Symbolen

„Das Himmelreich ist gleich...", so fangen unzählige Gleichnisse Jesu an. Das Himmelreich vergleicht er einem Sämann, der guten Samen auf seinen Acker streut, oder einem Senfkorn, einem Sauerteig, einem Schatz im Acker, einer köstlichen Perle, einem verlorenen Groschen, einem Netze, das ins Meer geworfen ist u. a. m. Und wiederum redet er in Gleichnissen vom Sämann, dessen Samen auf viererlei Acker fällt, vom Könige, der seinem Sohne Hochzeit machte, vom Hausvater, der einen Weinberg pflanzte, vom reichen Mann, der sein Feld wohl bestellt hatte, vom Feigenbaum, der keine Frucht getragen, vom verlorenen Schafe, vom verlorenen Sohn und so in reicher Fülle fort. So heißt es denn schließlich:

Solches alles redete Jesus durch Gleichnisse zu dem Volk, und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen.

Und als seine Jünger ihn fragten, warum er zu dem Volk durch Gleichnisse redete, antwortete er ihnen und sprach:

Euch ist gegeben, daß ihr das Geheimnis des Himmelreichs vernehmet; diesen aber ist es nicht gegeben... Darum rede ich zu ihnen durch Gleichnisse, denn mit sehenden Augen sehen sie nicht, und mit hörenden Ohren hören sie nicht, denn sie verstehen es nicht.

Indessen, auch Jesu Jünger verstanden ihn vielfältig nicht, ja mißverstanden ihn oft gründlich. Und so haben denn auch in demselben Kapitel (13) des Matthäusevangeliums die Jünger seine Gleichnisse nicht verstanden und bitten ihn erst um die Deutung. Aber seine Deutungen bestehen wiederum nicht in klaren, logischen Begriffen und schlüssigen Beweisen, sondern in anschaulichen Bildern, die sich nicht an den Verstand, sondern an das Gemüt wenden, und das Letzte und Unaussprechliche unausgesprochen lassen. Nur ahnend in ehrfürchtigem Schweigen vermag der innere Mensch zu diesem Letzten und Tiefsten und Höchsten aufzusteigen.

Und so heißt es denn nun überhaupt: all unsere höhere Erkenntnis ist symbolisch. Wir können zu einer Erkenntnis, die unsere sinnliche Erfahrung und den Bereich unserer sie mit einem Netze von Schlüssen, Folgerungen und Beweisen umspinnenden Gedanken überragt, nicht gelangen durch Künste der Dialektik, die die ganze Welt in ein System von Gedanken auflösen, auch nicht durch eine — angeblich — okkulte Uebersteigerung unserer Sinnes- und Nervenkräfte, die uns, gleich der Anthroposophie, positive und beweisbare Erfahrungserkenntnisse zu liefern verheißt, sondern nur durch Anschauung, indem uns nun das Sinnliche zum Gleichnis des Unsinnlichen, das Aeußere zum Kleid des Innern wird.

Wir sehen da einen Menschen vor uns, so und so groß, mit so und so geformten Gliedern, so und so gefärbten Augen und Haaren usw., wie wir dies etwa nach dem Bertillon'schen System bei der Identifizierung von Verbrechern registrieren. Aber, indem ich diesen Menschen da vor mir anschaue, schaue ich ihn nicht nur als leiblich-materielles Wesen an, wie ich etwa ein Stück Bergkristall anschaue, sondern aus meiner eigenen Organisation als Mensch heraus erschaue ich ihn zugleich als geistiges Wesen, und seine äußere Erscheinung wird mir nun zum Hinweis auf sein inneres geistiges Wesen. Es ist eine ganz andere Art der Anschauung, ob ich einen Leichnam oder ob ich einen lebenden Menschen anschaue, eine ganz andere Art auch, ob ich als Augenarzt die Augen eines Patienten untersuche, oder ob ich einem geliebten Wesen liebend in die Augen schaue. In einem Falle schaue ich nur das Aeußere, Sinnliche, Materielle, im andern Falle schaue ich durch die Hülle des Aeußeren mitten ins Innere hinein. Das ist keine Reflexion, nichts Mittelbares, Gedankenhaftes, sondern ursprüngliches Erlebnis, unmittelbare Einfühlung, Intuition. Und wenn ich als Richter, der ich einen vor mir stehenden Verbrecher zu vernehmen habe, nur an seiner äußeren körperlichen Erscheinung haften bleiben wollte, so würde ich wohl nie dazu kommen, ihn zu überführen. Nein, indem ich ihn mit den Augen meines Leibes anschaue, schaue ich ihn zugleich mit den Augen meiner Seele an, fühle ich mich spontan seelisch in ihn ein und stelle so unmittelbar eine seelische Verbindung zwischen meinem Innern und seinem Innern her, so daß ich die Bewegungen seines Innern ahnend erlausche und ihm auf seinen Irrgängen folgen kann. Hier handelt es sich nicht um Schließen und Beweisen, sondern um unmittelbares Gewißwerden, um Erleben.

Und gleicherweise: Wenn ich als Naturforscher nur die sinnenhafte, materielle Welt anschaue, so ist es eine andere Art der Anschauung, als wenn ich sie mit den Organen meines inwendigen Menschen aus religiös ergriffenem Gemüt oder liebend mit lebendiger Einfühlung als Künstler anschaue. Der Naturforscher sieht nur das Aeußere an; aber der Fromme, der Weise, der Künstler und Seher sieht durch das Aeußere in das Innere, von der Oberfläche in die Tiefe. So sagt etwa Carlyle: „Die Dinge sind doch wirklich wie die Fenster, durch die das Auge des Weisen in die Unendlichkeit selbst hineinschaut." Und so wird nun die Welt der Sinne da draußen, und in gleicher Weise das lärmende und geräuschvolle Treiben des Tages zum Vorhang, hinter dem sich eine andere, wahre, wirklich-wirkliche Welt verbirgt. Und nun wird der Vorhang für den, der Augen zum Sehen hat — Augen des inneren, nicht bloß des äußeren Menschen —, zum Transparent. Der Vorhang erglüht in herrlichen Farben und Bildern, die das Licht hinter ihm darauf wirft, und von den Bildern schließt nun der, der sie anschaut, auf die hinter dem Vorhang leuchtende Lichtquelle. Im Abbild erschaut er das Urbild und im Gleichnis das unbegreifliche und unaussprechliche Wesen in seliger Gewißheit.

So wird denn alles Sinnliche, alles Aeußere zum Symbol für ein Unsinnlich-Geistes, für ein Inwendiges, und alles Zeitliche zu einer Offenbarung des sich in ihm darstellenden Ewigen. Und ebenso haben nun alle Wahrheiten der Religion Symbolcharakter und alle harten und starren Dogmen, die scheinbar gebieterisch ein verstandesmäßiges Für-wahr-halten für sich verlangen, sind letzten Endes ebenfalls Symbole, Hindeutungen, Fingerzeige, Gleichnisse, die nicht der schließende und folgernde Verstand entziffert, sondern die das ahnende Gemüt deutet und in seiner lebendigen Wahrheit unmittelbar be- und ergreift. Damit aber werden die Dogmen in ihrem Wert und ihrer Bedeutung nicht herabgewürdigt, sondern vielmehr wird damit die unvergleichlich bedeutsame Tatsache ins rechte Licht gerückt, daß die Dogmen in ihrer spröden Hülle tiefste, letzte, höchste Wahrheiten des Menschengeistes bergen, die über alle verstandesmäßigen Beweise und Gegenbeweise erhaben sind. Gleich den erhabenen Domen des Mittelalters ragen diese Dogmen als heiliges Vätererbe mitten in unsere Zeit hinein als Zeugen des Gotterlebens vergangener Tage. Unmittelbarer aber, als aus diesen alten und unserer Zeit oft nur noch schwer deutbar gewordenen Dogmen sprechen die Wahrheiten der Religion aus den Gleichnissen Christi: „Das Himmelreich ist gleich..." und „Es ging ein Sämann aus zu säen..."

Und darauf kommt es nun an, daß wir in der ungeheuren Not unserer Tage, wo die Seele schier zu verschmachten droht, Gott wieder erleben. Und dies Gotterleben, das unsere verschmachteten Seelen erquicken wird wie ein fruchtbarer milder Frühlingsregen, werden wir dann auch wieder aussprechen nicht in Reflexionen, Beweisen und Schlüssen, sondern in Symbolen, in Bildern und Gleichnissen, und abermals wird es dann heißen: „Das Himmelreich ist gleich..."

Schwerin Raimund Eberhard

Höchste Wahrheit oder letzter Irrtum?

Eine Frage an den Führer der DG Herrn Professor Hauer in Tübingen

Ich weiß nicht, ob Sie als erkorener Führer an der Spitze siegreicher deutscher Jugend heute noch Lust und Zeit haben, auf ein ernstgemeintes Wort zu hören, das als Fragezeichen zu dem von Ihnen eingeschlagenen Weg gedeutet werden kann. Da ich selbst jahrzehntelang für deutsche Freiheit in Staat und Kirche gekämpft habe — Freunde Ihrer Bewegung werden Ihnen das bezeugt haben —, hielten Sie sich für berechtigt, einen Warnungsruf von meiner Seite abzuwehren, da Sie doch nur die auch von mir vertretene Sache im Schilde führen. Aber für einen „Deutschen Glauben", der nun Ihr stolzer Heeresruf geworden ist, habe ich nie zu kämpfen gewagt, und dies Wort scheint mir heute erst recht zweideutig. Es kommt mir vor, als fühlten Sie das selbst. Denn da Sie als Führer zu einem deutschen Glauben ausgerufen wurden, lehnten Sie den Namen eines Religionsstifters im gleichen Augenblick ab. Eigentlich durften Sie das ja nicht. Denn die Ihnen zugetane Jugend war zweifellos der Meinung, aus Ihrem Munde den religiösen Urwillen des deutschen Volkes selber zu vernehmen. Und da Sie gleich Adolf Hitler auf dem parlamentarischen Wege der Redefreiheit aufgestiegen sind zu Ihrer jetzigen Führerstellung, so liegt doch die Parallele sehr nahe, daß Sie nun das auf religiösem Gebiet sein sollen, was jener auf politischem. Ich erinnere mich auch deutlich, aus Ihrem Munde die Worte vernommen zu haben: „Was die Kirche und was das Christentum hat, das haben wir alles auch. Wir brauchen jene nicht mehr." So kann doch nur ein religiöser Souverän sprechen, ein Beauftragter mit Sendungsbewußtsein. Was kann man auch Größeres wollen, als das deutsche Volk auf dem Wege freier Selbstbestimmung zur Erfüllung seines Wesens zu bringen und damit das einst vielberufene Wort von der deutschen Freiheit von innen heraus zu seiner Vollendung zu führen? Wenn man

so Großes vorhat, wer wollte Sie da in Ihrem Siegeszug aufhalten? Ist das nicht kleinlich?

Es kann auch sein, daß in Scharzfeld das, was ich jetzt sagen will, innerhalb der vier intimen Wände schon gesagt wurde. Sie werden auch behaupten, daß das Wort, das ich Ihnen damals zurief: Nemo contra deum nisi deus ipse! im Sinne der arisch-deutschen Selbstkritik von Ihnen von jeher voll beherzigt worden sei. Aber der Zweifel läßt mir keine Ruhe, ob das dreifaltige Scharzfelder Manifest, das als offizielle Kundgebung nach außen drang, wirklich durch jenes Feuer gegangen sei. Denn die Darlebung der deutschen Eigenart, wozu gewiß der Einsatz, besser gesagt eine Offenbarung des ganzen deutschen Genius notwendig ist, ist doch noch nicht die ganze Erfüllung des deutschen Berufs. Angesichts der heute üblichen Ablehnung des mittelländischen Volkscharakters, der auf solche Selbstdarstellung geht und gerade auch Ihren Kreisen auf religiösem Gebiet zu formal, zu seicht, zu theatralisch vorkommt, werden Sie verstehen, was ich meine. Auch werden Sie mit Recht mir erwidern, daß Ihnen ja voll bewußt sei, wie stark, ja wie vollkommen die Herausarbeitung persönlicher wie völkischer Eigenart an den steilen und engen Pfad der Selbstüberwindung gebunden sei. Sie werden aber hier schon mindestens zugeben, daß dieser Weg zum völkischen Ziel ein recht gut christlicher ist. Noch deutlicher gesprochen: an Ihrer Kirche wäre die Front, die Fassade, deutsch, das Haus selbst bliebe in seinem Bestand und Wesen christlich — auch wenn Sie das Gegenteil wollten. Und jener Weg kann aus den Forderungen von Blut und Boden kaum geistig abgeleitet werden — höchstens aus der allgemein menschlichen Erfahrung heraus, daß richtige Selbstbehauptung von sich aus schon einen gewissen Grad von Selbstüberwindung verlange. Sie werden aber auch zum wenigsten weiterhin die Gefahr erkennen, daß die deutsche Front in der Zielsetzung mehr oder weniger einer gewissen Eigenmächtigkeit ausgesetzt sei. Gerade dann, wenn der deutsche Urwille sich als souveränes Organ der göttlichen Offenbarung fühlt, über das hinaus es für ihn selbst kein höheres mehr gibt. Der deutsche Urwille ist noch nicht Gott selbst. Er ist nur Anlage und Voraussetzung für einen höheren Beruf. Für diesen hat er seine Eigenart einzusetzen und darf sich nicht in Selbstgefälligkeit und Eigenwillen versteifen.[1]) Gott selbst ist und bleibt die schaffende Mitte über allem.

Angesichts des fast absoluten Zaubers, den der Nationalismus auf alle Völker und Zeiten ausübt und immer ausüben wird, weil er natürlich und selbstverständlich ist, vor allem bei der Jugend, die dann aber zugleich damit dem anheimfällt, was ihn nur als Decke benützt, ist diese Bemerkung nicht unnötig. Denn wie muß sich hier Allerheiligstes mit gemeinster Berechnung mischen und mißbrauchen lassen? Wo stak der religiöse Urwille des Volkes Israel, als nach der Offenbarung vom Sinai das Volk zu Mose sagte: „Rede du mit dem Feuergott allein, er ist uns zu gefährlich", und dann seinem Bruder Aaron den Auftrag gab, ihm den goldenen Stier als Repräsentanten seines Urwillens zu verfertigen? Man braucht dies Beispiel nur zu nennen, um die ganze Zweideutigkeit jenes Begriffs aufzuzeigen. Das Volk wollte nicht durch jenes heilige Feuer hindurch, durch das es Mose und seine Nachfolger führen sollten. Und als es in der babylonischen Gefangenschaft scheinbar nicht mehr anders konnte und es willig war, sich auch das Letzte aus Gottes Mund sagen zu lassen (Jes. 49 bis 53), da war das Ergebnis doch nur die Erfindung einer neuen Heiligkeit, die innerlich, rein seelisch, schlimmer war als die alte offene Ablehnung und Abgötterei. Es war dann wieder der Nationalismus, der im Bunde mit der falschen Heiligkeit Jesus ans Kreuz brachte.

In den Ihnen nahestehenden Kreisen wird denn auch offen gesagt, ein aufrechter Nationalsozialismus vertrage sich nicht mit dem Christentum, auch nicht mit dem echten im Sinn Jesu. Das stimmt nur, falls jener wie einst der israelitisch-jüdische sich weigert, durchs göttliche Feuer zu gehen. Nun hat aber der deutsche Nationalsozialismus sich in dem wohlbekannten Paragraphen 24 zu einem positiven Christentum bekannt, und dieser Ausdruck kann in diesem Zusammenhang nicht wohl anders aufgefaßt werden denn gerade als eine Anerkennung seiner wirklich sachlichen Forderung im Unterschied von einer bloß formalen Geltung; er darf weder im Sinne kirchlicher Autorität noch eines bloßen Bekenntnisses verstanden werden. Sie wissen auch, daß ich mich zeitlebens gerade für diese Auffassung eingesetzt und rückhaltlose Kritik geübt habe, wo sie mir verletzt schien. Ich glaube damit ein gewisses Recht erworben zu haben, den nationalsozialistischen Urwillen auf diesem Punkte voll vertreten zu dürfen und spreche mein Urteil unumwunden dahin aus, daß Ihr deutsches Glaubensprogramm nicht voll als religiöse Deutung jenes Urwillens angesprochen werden kann. Die Losung: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" wird durch die Inthronisation der deutschen Eigenart als letzter Glaubensinstanz nicht vollgedeutet. Verschanzt sich nicht menschlicher Eigenwille — auch deutscher — insgemein hinter vermeintlicher Eigenart und gibt für „charaktervolle Behauptung seines Rechtes" aus, was in Wahrheit nur handgreiflicher Instinkt oder bloßer Eigendünkel ist? Solange also jener völkische Urwille selber noch nicht durch jenes letzte Urfeuer gegangen ist, fehlt der völkischen Eigenart der sichere männliche Führer, — was wir andern Völkern, z. B. dem französischen, oft recht gut anzumerken glauben. Auf diesem Punkt kann sich kein Hellsichtiger für sich und sein Volk mit dem Christentum fertig zu sein dünken und der „christliche Staatsmann" ist und bleibt das Problem der Weltgeschichte.

Jeder ehrliche Mensch weiß, daß keine irdische Lebensflamme von sich aus in reinem Feuer brennt. Die deutsche Auffassung des Christentums hat das Zeichen des Kreuzes nie anders verstanden denn als eine Läuterung dieser Flamme durch das Leidensfeuer des Unschuldigen. Wer hiedurch nicht beschämt wird, dem ist nicht mehr zu helfen. Sie erkannten die Notwendigkeit solchen Leidens und Opfers auch für heute noch voll an. Aber: ist der Wille, die völkische Eigenart zu wahren, wirklich das stärkste Motiv zu solchen Opfern? Gewiß entbindet der Tod Christi nicht die Christen von ihrer Pflicht, selber mit solchem Opfer einzustehen, wo es not ist (Kol. 1, 24), und genau gesehen hängt die innere Existenz aller Kirchen ausschließlich daran, ob solche Opfer in Familie, Gemeinde, Beruf und Staat wirklich noch gebracht werden. Wo solche Opfer fehlen, da sterben diese Gemeinschaften am inneren Tod. Religion wird noch weniger als Politik und Recht durch parlamentarische Demonstration gemacht, also auch durch kein formales Bekenntnis. Kirche bedeutet heute den innersten Zusammenhang der Volksglieder, die sich füreinander verantwortlich fühlen. Daß hierfür die „Wahrung der deutschen Eigenart" eine die Tiefe des Problems nicht erschöpfende Formel ist, werden Sie selber fühlen. Ich hätte daher den Wunsch gehabt, Sie hätten statt des formellen Bruches mit der Kirche diese zuerst auf die wahrhaftige Erfüllung ihrer christlichen Pflicht hingewiesen. Wenn es aber wirklich kein anderes Mittel gab, die Kirchen dazu zu zwingen, als die Proklamierung eines arteigenen deutschen Glaubens, so könnte ich von hier aus Ihren Schritt sogar voll verstehen; hat er den von mir erwünschten Erfolg, so werde ich ihn sogar segnen. Ich weiß, daß in dieser Sache die offizielle Proklamation nichts gilt und daß die Tat selber alles ist. Wenn die Deutsche Glaubensbewegung der Sohn ist, der „Nein" sagt, aber „Ja" tut,[2]) dann wird sie die christlichen Kirchen ersetzen. Denn das Volk muß dem zufallen, der es wirklich Gottes Willen tun lehrt.

[1]) Wonach hat der deutsche Doktor Faust sein Leben lang jagen müssen? Etwa nach Auslegung seiner Eigenart? Die hätte ihn todsicher in die Hölle gebracht. Nein, er rang um seinen Beruf, den er erst in langjähriger Irrfahrt finden und dann erfüllen mußte. Und diese Findung, der ein rastloses Suchen des höheren Soll voranging, ist seine deutsche Tat, sie allein verbürgt innere Erfüllung und ist darum mehr wert als alle Leistung auf eigene Faust. Auch dem Vaterland ist im wahren Sinn des Nationalsozialismus mit solcher Treue mehr gedient als mit dem Mut zur Eigenart, dem allzu leicht der Krampf anhaftet. Jene Treue ist auch der wahre Mut zu sich selbst.

[2]) Matth. 21, 28 ff.

Aber noch scheint mir auf Ihrer Seite eine letzte durchdringende Einsicht und Erfahrung zu fehlen.

Verehrter Herr Professor! Sie lehnen die Lehre von der notwendigen Heilsmittlerschaft Jesu im kirchlich katholischen Sinn ab als besonders unnordisch. Aber es hat noch nie Glaubens- oder Volksgemeinschaft gegeben, die sich nicht in Einem konzentrierte, der als Mittler für Alle gelten konnte und mußte. Er allein ist imstande, das von ihm geschaffene Ganze zu vertreten. So haben die deutschen Ritter Christus erlebt und nur diese durch ihn ins Leben gerufene allgemeine Mittlerschaft machte sie zu deutschen Rittern. Darf man da streiten, ob das christlich oder deutsch sei? Ob arteigen oder fremd? Wo Alle gleichmäßig beschämt sind, da hört der Unterschied: arisch oder semitisch? auf. Oder kann sich ein Jude überhaupt nicht schämen? Was hat den Saulus zu einem Paulus gemacht? War es nicht die Totalität, die Ganzheit seiner Beschämung, die alles umschmolz? Wäre er nicht dadurch selber zum Mittler für alle seinesgleichen geworden in aller Welt, so hätte er von seines Meisters Mittlerschaft nicht so zeugen können, daß ihm heute noch Jeder glauben muß, der überhaupt mit ihm zu fühlen vermag. Die Ganzheit der Empfindung ist es, die die Echtheit, die volle Eigenart der Sprache bewirkt, nicht umgekehrt! Herzmäßige Echtheit läßt allein deutsch reden, darum verstand es Luther auch als Christ so gut wie jemals ein reiner „Deutscher" im Sinne der Deutschen Glaubensbewegung.

Soll Deutschland ganz einig werden als Volk politisch, als Glaubensgemeinschaft religiös — es geht nur, wenn Einer in der schaffenden Mitte steht, ein Berufener, der ihm sein Schicksal deutet und ihm damit seinen Weg, seinen bleibenden Beruf zeigt. Dann geht eines durchs andere.

Das zweite Reich konnte nicht siegen und durfte nicht bleiben, weil ihm der Mittler fehlte; es fiel in eine Bismarck'sche und eine marxistische Hälfte auseinander in der bösen Stunde. Die Franzosen stehen wiederum am Rhein, dieweil der Kampf um den Nibelungenhort ärger entbrannt war als je. Der Mittler muß das dritte Reich vom Fluch des Goldes erlösen wie vom Bannzauber des Rings, der „unermeßliche Macht verleiht". Seine Macht muß ganz allein ruhen auf seiner Mittlerschaft. Anders werden wir der deutschen Not nicht Meister, weder der politischen, noch der wirtschaftlichen, noch der geistigen. Mittlerschaft wird all dieser Nöte Meister, rein vom geistigen Zentrum aus. Sie ist nichts als völlige hirn- und herzmäßige Verbundenheit des Hauptes und Mittelpunktes mit allen seinen Gliedern.

Es sieht aus, als zwänge uns die Vorsehung durch das allmächtige Schicksal, unsere Einigung auf dem Weg zu suchen und zu finden, den Paulus von seinem Herrn her als den einzig dauernden und wahrhaft wirklichen erkannte, den Weg, den das jüdische Volk verwarf.

Wir gerieten unter die Herrschaft des jüdischen Goldes, dieweil wir auf der Juden Straße wandelten; in die Freiheit führt kein anderer Weg als der Jesu Christi, der Verbindung untereinander durch die schaffende Mitte. Den Mann, der diese hält, sendet Gott gewiß, wenn das Volk nichts anderes mehr will.

Nun frage ich Sie also: wollen Sie für das Gebiet des Glaubens gerade das leugnen, was auf dem politischen allein rettende Tatsache geworden ist? Was Bedingung und Voraussetzung des nationalen Aufbruchs war? Haben wir hier nicht gelernt: Mittlerschaft überwindet störrischste Eigenart?

Wollen Sie wirklich gerade das verewigen, was durch Jahrhunderte hindurch Deutschland innerlich und nach außen zerrissen hat? Wollen Sie sein Verhängnis vollenden helfen?

Ergebnis

1. Erkennt völkische Eigenart über sich das göttliche Soll, das rastlose Erfüllung verlangt, so kann sie im göttlichen Feuer der Geschichte die Beschränktheit überwinden, die ihr wie allem Irdischen anhaftet, mindestens so weit, daß sie zur reinen Selbstdarstellung ihrer wesentlichen Bestimmung im rechtlichen, beruflichen, gesellschaftlichen Aufbau des Volkslebens zu gelangen vermag.

2. Vermißt sie sich aber, selber schon Verkörperung des göttlichen Urwillens zu sein, das Letzte, über das hinaus es nichts mehr gibt, so steht sie in Gefahr, der Selbstvergötterung und allen ihren Dämonien zu verfallen und damit dem Geschick alles Menschlichen, das an dieser seiner Erbsünde — der einzigen, die es gibt — zugrunde geht.

3. Die Christenheit hat sich das völkische Problem im Schrecken über das Schicksal des jüdischen Volkes (Paulus) und wohl auch des römischen Reiches (Augustin), die doch nur als Gottesgericht zu verstehen waren, nicht mit voller Klarheit zum Bewußtsein gebracht. Sie hat das völkische Schicksal zu den Vorläufigkeiten dieser Erdenzeit gerechnet, die von Endgericht und Endzeit abgelöst werden. Nichtsdestoweniger hat die deutsche Christenheit des frühen Mittelalters sich alsbald einen göttlichen Beruf zugeschrieben und seit Herder und Schleiermacher ist eine neue Form dieses Glaubens deutsch-christliches Gemeingut.

4. Die Deutschen Christen mitsamt der DG haben das Verdienst, das völkische Problem vollends in die Mitte von Religion und Glauben gerückt und — nächst dem Drang und der Not der Zeit — seine Lösung unaufschiebbar gemacht zu haben. Bei beiden erscheint jedoch die vorgeschlagene Entscheidung etwas gewaltsam und vorschnell. Einmal kann die Lösung nicht durch bloße kirchliche Umstellung gefunden werden, diese verlangt vielmehr selber eine geistige Neuorientierung. Mit dieser Forderung ist die DG im Recht. Aber das göttliche Geheimnis, das im Völkischen steckt, wird noch nicht offenbar durch Darlebung der natürlichen Eigenart. Diese findet vielmehr die Erfüllung ihrer Bestimmung als schöpfungsgemäßer Mutterboden des Lebens erst im Vollzug der unendlichen Forderung, des großen göttlichen Soll, das allem menschlichen Sein und Werden vorschweben muß, wenn es nicht wertloser Vergänglichkeit anheimfallen soll. Hierzu gehört auch alle Leistung auf eigene Faust; nur die Findung und Erfüllung des Berufs befreit von ihr: siehe Doktor Faust.

5. Die Erbsünde wird jetzt nicht mehr verstanden als alte Mythologie im Gewand einer neuen Theologie, sondern es erbt sich tatsächlich Böses fort, indem das natürliche Selbstbewußtsein durch Selbstüberhebung verfälscht ist. Alles geordnete Volks- und Staatsleben setzt möglichst gründliche Aufdeckung dieses allgemeinen Selbstbetrugs bei seinen Gliedern voraus. Das ist die Aufgabe, die der heutige Staat allen Kirchen stellt. Wer sie am besten löst, ist Sieger.

Ludwigsburg Reinhold Planck

Vom evangelischen Gemeindedienst

Als Karl Hase nach mehr als hundert Semestern gesegneter Lehrtätigkeit vor mehr als fünfzig Jahren den Lehrstuhl des Kirchenhistorikers in Jena verließ, da war er überzeugt, wir gingen einer Zeit entgegen, in der man die Kirchengeschichte zur allgemeinen höheren Bildung rechnen werde. Ist dies Wort zur Wirklichkeit geworden, seitdem der Meister und Nestor der Kirchengeschichtsschreibung die Feder beiseitegelegt? Wäre es geschehen, dann würden z. B. nicht die evangelischen Abgeordneten des Deutschen Reichstages manchen dreisten geschichtlichen Behauptungen ultramontaner Amtsgenossen so hilflos ausgeliefert gewesen sein; dann hätte man im deutschen Volke besser das echte Erbe der Reformation von den Entstellungen unterschieden, die unter ihrem Namen umlaufen.

Die Geschichte ist die Mutter und Lehrerin der Gegenwart. So möge denn auch einmal Wesen und Wert des heutigen evangelischen Gemeindedienstes aus seiner Geschichte beleuchtet werden.

Denn Gemeindedienst ist das, was man anspruchsvoller Kirchenvorstand, Repräsentanz, Kirchenvertretung nennt, ist es gewesen in der alten Kirche und in den reformierten Gemeinden, und will es heute in den evangelischen Gemeinden sein: ein Dienst des einen am Andern, im Priestertum aller Gläubigen.

So war es schon in den ältesten Christengemeinden. Da bewährte sich der eine Geist in den mancherlei Gaben, die verschiedenen Glieder an dem einen Leibe. Der eine lehrte oder übte die Aufsicht oder schlichtete den Streit, der andere pflegte und diente oder verwaltete die Liebesgaben. Dann aber kam die große Umwandlung. Die freie Arbeit wurde zum festen Amt: Aus den „Aeltesten" erhebt sich der „Aufseher" (episkopos), der Bischof, den die Gemeinde sich setzt; der Aelteste wird zum Priester, der Kultus, Lehre und Zucht übt. Jener

aber ernennt und weiht die geistlichen Beamten aller Stufen, er ist allein der Vertreter, der Mund der Gemeinde. Zugleich aber erhebt sich über der Einzelgemeinde die allgemeine, die katholische Kirche, deren Sprecher und Lehrer nun die gesamten Bischöfe sind, bis zuletzt, wie nur ein Gott die Wahrheit offenbart und die Welt regiert, nur noch sein Statthalter in Rom den Glauben verkündet und die Gewalt übt.

Verschwunden sind in dieser Kirche die Gemeinden der alten Zeit, im Bischofsamt die selbständigen andern Aemter, im Priesterstand und Beruf der freie Gemeindedienst. Erst im Klosterleben, in der vielfachen freiwilligen, amtlosen Tätigkeit der Orden und Kongregationen in Unterricht und Predigt, in Mission und Caritas aller Art, doch außerhalb der Gemeinden, nur in der Kirche als Ganzem, lebt der freie Dienst fort.

Da kam die Reformation; sie entzog der allgemeinen Kirche den Boden des Glaubens und stellte die Gemeinde wieder her. Kein beamteter Priester der Kirche konnte im Namen St. Peters die Schlüssel handhaben, binden und lösen. Das Wort von der freien Gnade des himmlischen Vaters durfte Jeder verstehen und verkünden. Aber konnte es auch Jeder? Unwissenheit und Leidenschaft drohten das reine Evangelium dem irregeleiteten Volke zu verkehren, und so wollte Luther lieber dem berufenen Prediger das Wort, der von Gott gesetzten Obrigkeit die Ordnung für die Gemeinden überweisen. Kein Dokument und kein Bekenntnis durfte fordern, an diese im Grunde ganz „weltliche" Ordnung der Landeskirchen, der einzigen wirklichen und „sichtbaren" Kirchen, zu „glauben", mochte auch der Landesherr ihr „oberster Bischof" sein, den Gemeinden ihre Prediger stellen oder sie doch den Patronen zuweisen und bestätigen. Halb bürgerlich, halb kirchlich ließ man die „Laien" nur noch der Armenpflege, des Gotteskastens warten. Wer vermag zu sagen, wieviel wertvolle Kräfte nun brachliegen mußten, Kräfte aus dem stumm und formlos gewordenen „Kirchenvolk", die sich wieder zum Wort und zum Dienst drängten im Konventikel des lutherischen Pietismus, wie später in der Gemeinschaftsbewegung und in der Inneren Mission?

Calvin dagegen erfaßte wiederum klar und vollständig die Aufgabe einer evangelischen Gemeinde, indem er seinen Gemeinden einen Dienst schuf. Er gab ihnen ein „Consistoire", ein Presbyterium, vom Prediger, dem Minister Verbi divini, dem „Diener des Gotteswortes", über die „Lehrer" im Nebenamt außerhalb des Gottesdienstes, über die andern leitenden „Aeltesten" bis zu den „Diakonen", den „Dienern" an den Armen der Gemeinde. Sie werden alle von der Gemeinde und für sie berufen. Der Prediger, nur der „Vorsitzende der Aeltesten", leitet sie, arbeitet und dient mit ihnen zusammen der Gemeinde. Prediger und auserwählte Aelteste finden sich zu gemeinsamer Beratung und gegenseitiger Hilfe zusammen auf den Synoden. Einigkeit im Geist und in der Arbeit, in Rat und Tat gab so den sonst vereinzelten Gemeinden die Macht, sich gegen feindliche, katholische Staatsgewalt zu behaupten, bei den französischen Hugenotten und in den niederrheinischen Gemeinden unter dem Kreuz. Ist es Zufall, wenn in solchen selbsttätigen Gemeinden, ähnlich den englischen und amerikanischen Freikirchen, ein stärkeres Leben herrschte? Kommt der lutherische Norddeutsche aus seinen leergepredigten Kirchen an den Rhein, so wundert er sich dort über die lebhafte Beteiligung am Gottesdienst. Er mag daran denken, wie einst der Freiherr vom Stein die preußische Städteordnung schuf, um die Bürger heranzuzwingen zu Leben und Mitarbeit an ihrer bürgerlichen Gemeinde, zur Mitverantwortung am Wohl des Ganzen und so auch des Staates; so wie auch die evangelische Gemeinde sich nur so erweitert zur evangelischen Kirche, die Arbeit am Geringen zur Liebe und Teilnahme am Großen. Nach dem Vorbild der alten reformierten Gemeinden ist darum solcher Gemeindedienst im 19. Jahrhundert in allen deutschen Landeskirchen eingeführt worden.

Ist so Gemeinde-Amt und -Arbeit nur Dienst an der Gemeinde, nicht Regiment und Befehlsgewalt, dann mag es wie ein schlechter Witz anmuten, wenn man hier „Parlamentarismus", also „Liberalismus" wittert. Man denke: Parlamentarismus in der Reformationszeit, in der Urgemeinde! Man müßte denn etwa aus dem nun überlebten politischen Parlamentarismus seine übelste Eigenschaft, das Parteiwesen, jetzt erst, nachdem es dort nicht mehr zu brauchen ist, in Kirche und Gemeinde tragen, die es bis jetzt immerhin noch wenig kannten, den „Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte". Ebensowenig dürfte es zeitgemäß sein, das „Führertum" der Gemeinde zu nehmen und es der „Kirche" zu geben. Noch niemals haben wahrer Fortschritt und Reformation ihren Ursprung oder auch nur freudige Zustimmung in Kirchenbehörden gefunden, seit der Hohe Rat zu Jerusalem Jesus ans Kreuz geschlagen. Noch niemals kam die Fülle christlichen Glaubens und Lebens, auch in der katholischen Kirche, aus Rom von der schrankenlosesten geistlichen und politischen Macht, die die Welt je gesehen hat. Ja, der Papst selbst scheint das zu verstehen, wenn er zur „katholischen Aktion" die Laien aufruft, damit sie das erreichen, was Papst und Priesterschaft nicht zu schaffen vermögen.

So erwartet denn auch die deutsche evangelische Kirche von den Gemeindevorständen, die sich „das Kirchenvolk" erwählt hat, nichts anderes, als Paulus von den „Haushaltern" in den Gemeinden: daß sie treu erfunden werden. Wie von ihnen schon stets vor der Wahl und für ihre Mitgliedschaft in der Gemeinde Teilnahme am Gottesdienst, an den Sakramenten und an der kirchlichen Gemeindearbeit erwartet wurde, so werden ihnen, etwa in der preußischen Kirchenverfassung, vielfache Pflichten auferlegt: Neben der Vermögensverwaltung und der Armenfürsorge Weckung und Pflege christlicher Gesinnung, kirchlicher Gemeinschaft und Sitte; Sorge dafür, daß Sonn- und Feiertage heilig gehalten werden; daß die Kinder christlich erzogen werden und die schulentlassene Jugend betreut wird. Endlich sollen sie alle Schichten der Gemeinde Christi zur Teilnahme am Gottesdienst und an den Aufgaben der Gemeinde anregen. Ist aber wirklich jeder willig durch religiös-kirchlichen Sinn und fähig durch Anlage und Erfahrung für solchen Dienst, der, wie jedes Amt, viel mehr Pflicht als Recht ist? War es recht, klug und ehrenhaft, bei den Kirchenwahlen 1933 so viel altbewährte noch oder nun erst recht arbeitstüchtige Männer hinauszuwählen zugunsten „frischer Kräfte", deren politischer Wirklichkeitssinn bisweilen nicht durch religiös-kirchliche Sach- und Menschenkenntnis getrübt war, und deren Vergangenheit und Streben in manchen Fällen kaum den Bestimmungen der Verfassung entsprach? Man hätte sonst schwerlich hier und da „in der Eile" einen Dissidenten oder einen Katholiken auf die Wahlliste setzen können.

Möge evangelische Gesinnung auch ferner aus der Geschichte früherer Geschlechter die Pflicht der Pietät gegen das Erbe der Väter und die besten Güter der Reformation, gewissenhafte Treue für Gegenwart und Zukunft schöpfen!

Hamburg Rudolf Kayser

Literarische Querschnitte durch Germanien

(Schluß)

8. Germanentum und Christentum im Kreuzfeuer der Kampffronten

Heute wird oft der Anschein erweckt, als habe das vorchristliche Leben in Germanien, also etwa von 500 n. Chr. an rückwärts gerechnet, eine so hohe Kulturhöhe erreicht und so mannigfache Bildungsmöglichkeiten eingeschlossen, daß der Einbruch des Christentums in jeder Hinsicht eine Fehlentwicklung eingeleitet habe. Es gibt eine breite Front von Autoren, die nichts Besseres zu tun haben, als unter Aufbietung aller literarischen Künste das vorchristliche, germanisch-heidnische Zeitalter zu glorifizieren, die Hauptheiden des christlichen Missionierungszeitalters in Germanien aber politisch, rassisch, völkisch und religiös zu verdächtigen, und die ferner einen billigen geschichtlichen Trugschluß zum Hauptprinzip ihrer Darlegungen machen, indem sie den in Germanien vorhandenen geschichtlichen Möglichkeiten gegenüber den deutschen Wirklichkeiten bis zur ersten Jahrtausendwende immer den Vorzug geben. In diesem Zusammenhang werden Bonifatius und Karl der Große zum Betrüger und Sachsen-

schlächter, wird jeder Widerstand gegen christlich scheinende Führer und Volksstämme ohne Unterschied ihrer rassisch-völkischen Zugehörigkeit und Verwandtschaft als „Heldentum" gepriesen, so daß man das Auftreten der Hunnen in Europa wegen ihrer antichristlichen Absichten heute milder zu beurteilen bereit ist als etwa die großangelegten Unternehmungen der Pippiniden und Karls des Großen, die über die Zusammenfassung germanischer Stämme zu einem einheitlichen Reiche hinaus die einzig mögliche Grundlage deutscher Volkwerdung schufen. Und weiter versucht man in rhetorisch überladenen Monographien das heutige „Persönlichkeitsbewußtsein"[1]) aus der heidnisch-germanischen Vergangenheit, aus Edden, Sagas und Skalden herauszumendeln ohne Rücksicht darauf, daß diese mittelalterlichen Erzeugnisse stark christlich beeinflußt sind (keine dieser drei Dichtgattungen dürfte vor dem 8. Jahrhundert anzusetzen sein!) und daß die Stämme, in denen sie entstanden sind, weder völkische noch materielle oder geistige Güter dem werdenden deutschen Volk beigesteuert haben. In dieser neugermanischen Umgebung von heute entstehen dann jene summarischen Urteile, daß „es keinen sinnvollen Entwicklungsgang von der germanischen Gottesfreundschaft des selbstbewußten Helden zu dem Sündengefühl des christlichen ‚armen, elenden, sündhaften Menschen'" [2]) gäbe, wie man dann auch bei diesen einseitigen Beweisführungen vergißt, daß es von den „großen germanischen Persönlichkeiten", seien es nun Arminius, Marbod oder Widukind, ebensowenig einen sinnvollen Weg zu einem „großgermanischen Reich" oder gar zur Bildung eines „deutschen" Volkstums gibt.

So ist es unter allen Umständen eine leichtfertige Annahme, wenn man in heutigen geschichtlichen, rassischen, völkischen und religiös-weltanschaulichen Darlegungen von der nie zu beweisenden Hypothese ausgeht, daß die Entwicklung der germanischen Stämme von ihrer Eigenart und kulturellen Stufe aus zu einer kräftigeren und besseren Volks- und Weltanschauungsbildung geführt hätte, als dies nach dem Einbruch des Christentums bis heute möglich gewesen war. B. Kummer beklagt den unseligen „Dualismus" des christlichen Persönlichkeitsbewußtseins, der ihm bei seinen heroisierenden und idealisierenden Deutungsversuchen der germanischen Welt nicht die nötige Unterstützung zukommen läßt; er beklagt weiter das „faustische Element der Unruhe", das von der christlichen Mission geboren und dem germanischen Menschen aufgedrängt worden sei.[3]) Hauer und seine Anhänger machen den christlichen Missionaren den Vorwurf, daß sie die germanisch-religiöse Gefühlswelt „überfremdet", die altgermanische Vielgötterei durch den christlichen, kleinasiatisch-semitischen Eingott ersetzt hätten. Manche Rassekundler und Kulturphilosophen beweinen die angeblich dadurch hervorgerufenen körperlich-seelischen Bastardierungsmöglichkeiten und die sittliche Zwiespältigkeit als deren Folge. Es haben sich um diese großen Fragen geradezu Kampfkreise gebildet: so versuchen in Heidelberg E. Wahle, H. Güntert, F. R. Schröder u. A. vorsichtig-kritisch alle in Frage stehenden Probleme zu untersuchen; in Jena, Bonn und Tübingen bilden sich um H. F. K. Günther, Hans Naumann und die von Diederichs verlegte Thule-Sammlung einerseits, um Hauer, Reventlow u. A. andererseits jene Stoßtruppen, die mit allen Mitteln, besonders denjenigen des Fühlens und Glaubens, eine positive Wertung Alteuropas versuchen, ohne dessen schadhafte Stellen aufzuzeigen; in Berlin kämpft Johannes Bühler in seiner neuesten Geschichte[4]) mit lebhafter Unterstützung Schuchhardts, von Sprockhoffs und der Bearbeiter des Kulturatlasses (de Gruyter) um eine vermittelnde Haltung; dann gibt es noch jene Persönlichkeiten, die gleichsam ein „Zentrum für sich" bilden, wie Frhr. Egon v. Eickstedt oder Josef Nadler, die, unbekümmert um den Tageserfolg und ohne eine aktivierte Gefolgschaft zu haben, allein ihrem wissenschaftlichen Ziele leben. Nicht zuletzt entstanden um die Verteidiger altererbten christlichen Gutes, wie Joh. Witte, Kurt Leese, H. Rückert und Joh. v. Walter auf evangelischer, oder Kardinal Faulhaber und Hermann Muckermann auf katholischer Seite lebhaft interessierte Gruppen. Auch wenn man nur einen kleinen Ausschnitt der zuweilen sich kraß einander gegenüberstehenden Fragen und Antworten dieser notwendig unvollständig aufgezählten Kreise vorlegen wollte, würde das bereits Bücher füllen.

Nur noch ein Fragekreis soll uns hier näher beschäftigen: war die Christianisierung der Germanen zwischen 500 und 1000 n. Chr. in den meisten Fällen und wirklich eine so grausame Unterdrückung germanischer Volksstämme und deren Folge ein sittlicher und völkischer Verfall derselben, wie dies oft dargestellt wird, — oder diese Frage einmal umgedreht: was wäre denn aus den Germanen Größeres geworden, wenn ihnen Romanentum und Christentum nicht begegnet wären?

9. Kultur- und Staatsbewußtsein um 500 bis 800 n. Chr.

Wenn man einmal näher auf die Zustände germanischen Lebens zur Zeit und nach der Völkerwanderung sieht (also etwa um 120 v. Chr. bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts), so wird man mit Erstaunen feststellen, daß bei den noch am ehesten als „germanisch" zu bezeichnenden Stämmen, den Friesen und Sachsen, die kulturellen Verhältnisse kaum über das steinzeitliche Niveau sich erhoben hatten. Bronze- und Eisenzeit haben, ganz entgegen der allgemein üblichen Vorstellung, keinerlei bedeutsame geistige Höherbildung, sondern lediglich eine materielle Besserung der Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände bewirkt. „Wo aber, wie im Lande der Sachsen, die Germanen ganz unter sich waren und sich mit artfremden Elementen nicht auseinanderzusetzen brauchten, fehlte jeder Anreiz, die einzelnen Teile in ein straffes Staatsgefüge zusammenzufassen und von der Kulturstufe der Arminiusleute von nahezu noch steinzeitlicher Art zu einer höheren aufzusteigen."[5]) Gerade auch E. Wahle behauptet, daß „das Gesamtbild (des wirtschaftlichen und geselligen Lebens und der geistigen Vorstellungen), welches die freien Germanen der Römerzeit und die Kelten in den Jahren von Cäsars Gallischem Krieg bieten, im wesentlichen dasjenige ihrer 2000 Jahre früher lebenden Vorfahren" ist.[6]) Dem ganzen kulturellen Zeitbild fehlt der innere Schwung, der die Germanen dazu befähigt hätte, aus eigner Machtvollkommenheit heraus von der geistig-seelischen Seite her den Zusammenschluß blutsverwandter Volksstämme unter einer Staatsidee zu gewährleisten. Wohl kann man behaupten, daß auch nach der Völkerwan-

[1]) Bernhard Kummer, Herd und Altar. Bd. 1: Persönlichkeit und Gemeinschaft. Leipzig, 1934, Adolf Klein Verlag.

[2]) Ebenda, S. 20. A. Giesecke betont gerade in dem letzten Teil seines hier abgedruckten Aufsatzes (wenn ich ihn recht verstehe) das Fehlen eines „Persönlichkeitsbewußtseins" bei den Germanen als unterscheidendes Moment gegenüber christlicher Haltung. Vgl. Sp. 73 ff.

[3]) Ebenda, S. 20 u. 21. Günkert hat in der Ursprungsfrage des „faustischen Elementes der Unruhe" entschieden richtiger und tiefer gesehen, wenn er sie als Folge der rassischen Vermischung zwischen der dalischen und nordischen Rasse hinstellt, wobei sich indogermanisches Hirten-Kriegervolk mit den Megalith-Bauern vermischte. „Die beinahe entgegengesetzten elterlichen Erbanlagen gewährten eine zunächst verhaltene, aber tiefinnerliche Spannung; sie schufen die Art des ‚faustischen Menschen', die nicht den abendländischen Völkern überhaupt eignet, wie Spengler behauptet, sondern nur den Germanen infolge der geschilderten Mischung von kriegerischen und bäuerlichen Erbanlagen." (Günkert, Urspr. d. Germ. S. 132; vgl. auch CW, Sp. 656.) Eine kritische Stimme findet sich bei F. R. Schröder, Germanentum und Alteuropa, in der „Germanisch-Romanischen Monatsschrift", Heft 5/6, S. 172 oben.

[4]) Johannes Bühler, Deutsche Geschichte. Bd. 1: Urzeit, Bauerntum und Aristokratie. Berlin 1934, Walter de Gruyter. 413 S., 7.20 M. Abgesehen davon, daß Bühler im ersten Teil dieser ausgezeichneten Arbeit sich zu sehr an die Arbeiten und Ergebnisse Schuchhardts u. A. bindet und demzufolge die Thüringerhypothese für den Ursprung und die Weiterverbreitung der Germanen annimmt und geschichtlich zusammenhängend zu erklären versucht, kann man dieses Werk in allen seinen Teilen wegen seiner vorsichtigen Benutzung der Quellen ganz besonders empfehlen. Durch die reichlichen und gutverständlichen Anmerkungen am Schluß des Bandes wie auch des Registers hat sich der Autor, durch die gute Ausstattung und den verhältnismäßig sehr niedrigen Preis hat sich der Verlag ein großes Verdienst erworben.

[5]) Bühler, a. a. O., S. 85.

[6]) E. Wahle, Vorgeschichte des Deutschen Volkes, S. 150, zitiert nach Bühler, S. 355, Anm. zu S. 36.

derung die physische Kraft ungebrochen war, aber die Gründung von Staaten ist im wesentlichen ein geschichtlicher Prozeß, der erst auf einer Mindestebene geistiger Schulung und Erkenntnis zum großen Erfolg wird. Man wird sich in Hinsicht der völkischen Entwicklung der germanischen Staaten unter Chlodowech, den Merowingern und Karolingern trotz aller Gewaltanwendung und listiger Papstpolitik dem Urteil Bühlers anschließen können, wenn er sagt, daß „weder das Romanentum" (als der geistig-kulturelle Faktor), „noch das Germanentum" (als der unverbrauchte Kraftfaktor) „imstande waren, für sich allein ein neues Zeitalter mit neuen Kräften heraufzuführen. Nur aus der Vereinigung beider konnte in der abendländischen Menschheit neues Leben entstehen".[7]) Auch das bloße stammesmäßige Zusammengehörigkeitsgefühl vermißt man noch ganz bei den Sachsen und Friesen, den Ost- und Westgoten, den Langobarden und Vandalen, die in Hunderten von Kriegen sich gegenseitig bekämpft haben, und, wenn die eigene Kraft nicht reichte, sich mit dem Feind verbanden, um den eigenen Stammesgenossen niederzuringen (Arminius—Marbod, Ostgoten—Römer—Vandalen, Chlodowech—Godegisel—Gundobad!). In rein völkischer Hinsicht, ganz abgesehen von der damit verbunden gewesenen Christianisierung, wird man es als staatsmännischen Weitblick eines Chlodowech wie eines Karl des Großen anerkennen müssen, wenn sie die losen Stammesverbände der Friesen, Sachsen und Bayern mit in ihr Reich einbezogen; denn „selbst wer den primitiven Verhältnissen im Sachsenlande den Vorzug geben wollte vor der späteren reichen Entwicklung, muß sich doch darüber klar sein, daß ohne das Eingreifen der Franken und ohne den Sieg Karls des Großen die sächsischen Stämme wie einst die ostgermanischen sich großenteils in fremdem Volkstum aufgelöst hätten und dem Germanentum in Norddeutschland auch noch das Gebiet zwischen Rhein und Elbe ganz oder mindestens in sehr beträchtlichem Umfange an die Slawen verloren gegangen wäre, wie das zwischen Elbe und Weichsel schon verloren war".[8]) Soviel scheint nun heute auch geschichtlich einwandfrei klar zu sein, daß die Zusammenfassung germanischer Stämme in rein völkisch-staatlicher Hinsicht und ihre Abgrenzung gegenüber den immer stärker zu jener Zeit aus dem Osten sich vorschiebenden Slawen ein Verdienst der Politik Karls des Großen gewesen ist.[9]) Und erst durch diesen Zusammenschluß ist es möglich gewesen, daß auf Grund später hinzutretender Entwicklungsfaktoren dann jene Volksgruppen entstanden, die unter Konrad I. sich zu dem „deutschen Volk" zusammenschlossen.

Unsere zweite Frage ist damit zuerst beantwortet: wären die germanischen Stämme sich selbst überlassen geblieben, so wäre es wohl nie zum Zusammenschluß eines deutschen Volkes gekommen; wir gestehen gerne zu, daß Karl der Große und seine Vorfahren weniger als „Vorkämpfer einer Rasse" gelten können, da sie Bayern, Sachsen und Friesen unter die Frankenherrschaft, unter römische Bildung und christliche Moral zwangen; aber man wird ebensowenig bestreiten wollen, daß sie als *Führer* ihrer Reiche bewußt und oft bezeugt ein durch mehrere Rassen sich hindurchziehendes *Volkstum* gepflegt und gehegt haben;[10]) Germanentum ist ja in der Gegenüberstellung zum Romanentum kein rassisch-völkischer Begriff, sondern beide müssen für jene Zeit als zwei anfänglich getrennte und dann immer enger sich durchdringende *Kulturwelten* begriffen werden.

10. *Kleine Tatsachen aus dem großen Missionszeitalter*

Will man die Christianisierung der Germanen als Ganzes nicht restlos mißverstehen, so darf man sie nicht einfach mit derjenigen bei den Sachsen oder in Norwegen gleichsetzen, wo zu einer bestimmten Zeit wirklich Gewaltmission getrieben wurde. Als Karl der Große erstmalig 772 daran ging, auch die Sachsen und Friesen in das Frankenreich einzugliedern, waren einerseits alle übrigen germanischen Stämme bereits unter seiner Herrschaft und andererseits das Christentum von den Ost- und Westgoten, den Vandalen, Langobarden, Burgundern, Franken, Bayern, Alamannen, Hessen und Thüringern, also von etwa sieben Achteln der germanischen Gesamtheit angenommen. Selbsttätige Christianisierung beginnt bereits mit der ersten Berührung germanischer mit romanischen Völkerschaften, und 341 n. Chr. wird Wulfila schon zum Missionsbischof bei den Westgoten ernannt. Von einem „Zwang" kann gerade in jener Zeit gar keine Rede sein, da die einbrechenden germanischen Stämme als Sieger über das morsche weströmische Reich hervorgingen.[11]) Die zweite Missionsperiode von etwa 500 bis zu Karls Sachsenmissionierung ist in der Hauptsache das friedliche Werk einzelner Missionare, die aus Irland und England kamen; unter ihnen ragt Bonifatius hervor. Vorher war durch Chlodowechs Uebertritt zum Christentum die Verbindung desselben mit dem ganzen Frankenreich hergestellt. Es gab zu jenen Zeiten vielerlei Gründe, die für die Annahme des Christentums bestimmend gewesen sein mögen; an erster Stelle waren es wohl *politische, kulturelle und wirtschaftliche Vorteile*.[12]) Bei vielen Völkerschaften gab auch der Uebertritt ihres Königs oder Stammesfürsten den Ausschlag, wobei das ganze ihm untertänige Volk die Religion annahm (z. B. Chlodowech); schließlich begann sich auch immer mehr der Gedanke durchzusetzen, daß der christliche Gott doch *stärker* sein könne als die alten Götter, so daß hier reine Nützlichkeitserwägungen entscheidend waren.[13]) Alle diese Gründe scheinen bei den Sachsen und Friesen das gerade Gegenteil bewirkt zu haben.

Hier ist aber vor allem darauf zu achten, daß die ersten Kriegszüge Karls gegen die Sachsen rein politischer Natur waren; daß die Sachsen und Friesen auch ihrerseits einen rein politischen Abwehrkampf führten; und daß sie das Heidentum nur deshalb so lange festhielten, weil darin der politische Gegensatz zwischen Franken und Sachsen noch deutlicher zum Ausdruck kommen sollte. 32 Jahre lang dauerte

[7]) Bühler, a. a. O., S. 87. Bemerkenswert ist auch, daß die Germanen selbst sich stark der „Romanisierung" aussetzen, indem sie allmählich immer öfter und freiwillig als Soldaten im römischen Heer dienten und sich dort schließlich auch jene Kriegserfahrung holten, die sie so oft gegen ihre Lehrmeister erfolgreich sein ließ (Arminius!).

[8]) Bühler, a. a. O., S. 100 f.

[9]) *Wilhelm Dilthey*, Pädagogik, Leipzig 1934, Teubner, schreibt: „Dieser Mensch von außerordentlicher physischer und psychischer Organisation realisiert alle Bedürfnisse einer glücklichen Lage und wird so die beherrschende Persönlichkeit in dem ganzen 8. und 9. Jahrhundert. Er entwickelte die Kaiseridee, und er schuf *ein schriftloses Volk zu einem Literaturvolk um*." (S. 104.)

[10]) Hierzu sagt Bühler: „Karl pflegte ferner die *geistige Seite des Germanentums* ganz bewußt. Er ließ die bisher nicht niedergeschriebenen Gesetze *aller* Stämme, die unter seiner Herrschaft standen, und die uralten Gesänge, die in der Mundart des Volkes die Taten und Kriege der alten Könige besangen, aufzeichnen und rettete sie so für die Ueberlieferung. Er begann auch mit der Grammatik seiner Muttersprache." (S. 107.) Wie eine Ironie mag es dann klingen, wenn gerade er es gewesen ist, der seinen heutigen Gegnern noch das geistige Material aufzubewahren begonnen hat, womit man ihn nun am heftigsten bekämpft. — Noch eine schöne menschliche Note zeigt ein Urteil von Dilthey a. a. O. S. 104: „Hieraus erklärt sich der Typus des Unterrichts vom Klosterschüler dieser Tage bis zu *dem großen lerneifrigen Kaiser der Deutschen: treu an eigner Sprache und Väterglaube haftendes Gemüt, grenzenloser Lerneifer*, der an einem in seinem vorliegenden Bestande wenig fruchtbaren Stoff sich abarbeitet. *Ehrlichkeit* dieser Arbeit..." usw.

[11]) Joh. v. *Walter*, Die Christianisierung der Germanen, im Sammelband: Die Nation vor Gott, S. 220. Dort stellt er auch die einzig mögliche Frage, wenn er schreibt: „Wer hätte denn in diesem Jahrhundert, wo das völlig morsch gewordene weströmische Reich unter dem Ansturm der Germanen zusammenbricht, auch nur die Macht besessen, den Germanen das Christentum aufzuzwingen, wenn sie selbst den Religionswechsel nicht gewollt hätten?"

[12]) *Hanns Rückert*, Christianisierung der Germanen, Tübingen 1934, J. C. B. Mohr, S. 12.

[13]) Vgl. hiermit auch die soeben erschienene Broschüre von *Joh. Witte*, Wie kam das Christentum zu den Germanen? Gotha 1934, Leop. Klotz-Verlag (Besprechung auf Sp. 761), in der neben all diesen Gründen noch besonders deutlich wird, warum gerade *ganze* Stämme nach Vorantritt ihrer Führer zum Christentum übertraten: „Viel mehr, als uns heutigen Menschen verständlich ist, war den Germanen damals Religion ja nicht Sache des einzelnen, sondern der Gemeinschaft, der Sippe, des Volkes, des Staates. Das sieht man ja daran, daß teilweise auf Volksversammlungen über die Annahme des Christentums entschieden wurde." (S. 18.)

dieser erbitterte Kampf, und über zwanzig Feldzüge waren gegen die Aufständischen notwendig! Wer will bei diesen Zahlen noch behaupten, daß dies Ringen allein oder auch nur der Hauptsache nach der „Einführung des Christentums" galt? Erst als die Sachsen immer wieder ihren Treueid brachen, wurde aus dem einfachen und verständlichen Eroberungskrieg der erbitterte Unterwerfungskampf, wie er sich in den Jahren 776 und 782 zeigte. Und Widukind, der sächsische Anführer, flüchtete stets nach Dänemark, wenn die Gefahr zu nahe rückte und überließ seine Stammesgenossen dem furchtbaren Strafgericht ihres und seines Gegners. Bereits 776 boten die Sachsen Karl dem Großen außer ihrem Grundbesitz die Annahme der Taufe als Unterpfand der Treue an, und erst 782 mag wohl jenes harte Sachsengesetz erlassen worden sein, dessen achter Absatz lautet: „Wer hinfort im Volke der Sachsen sich ungetauft verstecken will und zur Taufe zu kommen unterläßt und Heide bleiben will, der soll des Todes sterben."[14]) Und so kam es dann auch schließlich zu jenem Blutbad bei Verden an der Aller, wo angeblich 4500 Sachsen hingeschlachtet wurden.[15]) Diese Zahl ist in jedem Fall übertrieben, aber auch wenn sie richtig wäre, ist zu überlegen, daß jene Tat in erster Linie ein politischer Racheakt war und diese Sachsen nicht etwa getötet wurden, weil sie die Annahme der Taufe verweigert hatten, sondern weil sie an der politischen Verschwörung ihres Volkes gegen die Franken mitbeteiligt waren.

Es ist geschichtlich unzutreffend, Karl den Großen einfach als den Vasallen des römischen Christentums anzusehen und für diese Handlungen und Gesetze gegen die Sachsen aus den Augen zu verlieren, daß er auch der werdende Kaiser eines großen, umfassenden Staatsgefüges war, das er mit allen Mitteln zusammenhalten wollte. Auch Bühler, der großes Verständnis für die rassischen Faktoren der Geschichte hat und sicherlich wenig Interesse an einer einseitigen Verteidigung des Christentums, schreibt:

> Aber Karl hat sich durch die Eingliederung des Sachsenlandes in das Frankenreich nicht nur deshalb ein großes Verdienst um das spätere Deutschland erworben, weil so die Gebiete zwischen Rhein und Elbe dem Germanentum erhalten blieben, sondern vor allem, weil dadurch die Entstehung des ersten deutschen Reiches überhaupt erst möglich wurde ... Dieser Uebergang vom alten heidnischen zum christlichen Sachsentum, vom losen Stammesverband zum ersten führenden deutschen Staatsvolk tritt besonders deutlich in Mathilde von Sachsen in Erscheinung, die aus dem Geschlechte Widukinds, des einstmals leidenschaftlichsten und gefährlichsten Feindes Karl des Großen, stammte, und die die Gemahlin Heinrich I. und die Mutter Otto I. wurde. Von ihr rühmt ein anderer Widukind, Mönch von Korvey und Geschichtsschreiber seines Stammes, daß sie ihrem Gemahl in geistlichen und weltlichen Dingen eine treue Stütze war. (S. 102.)

Und an späterer Stelle schreibt Bühler noch einmal:

> Denn hätten die Sachsen wegen einer in ihrem völkischen Wesen bedingten Abneigung das Christentum so lange abgelehnt und die Glaubensboten erschlagen, dann wäre es unbegreiflich ..., daß die Sachsen selber, nachdem einmal die fränkische Herrschaft bei ihnen allgemein anerkannt war, an Glaubenseifer und Opferwilligkeit für die Kirche hinter den übrigen germanischen Stämmen nicht zurückstanden (S. 166; man beachte in diesem Zusammenhang, daß kaum zwei Generationen später eben dieses Sachsenvolk Gottschalk den Mönch und den Dichter des berühmten Heliand hervorgebracht hat!). Und S. 169: Durch die Christianisierung wurde das ganze geistige und sittliche Leben der Deutschen auf eine höhere Stufe gehoben. Aehnlich wie z. B. aus der germanischen Mannestreue die jegliches Pflichtgebiet umfassende deutsche Treue erwuchs, so vertieften und erweiterten sich nun alle die reichen germanischen Anlagen zum deutschen Wesen.

11. Von germanischer Vielgötterei zum christlichen Eingott

Und zum Schluß noch ein kurzes Wort zum „Gegensatz zwischen heidnischer und christlicher Denkweise". Die heidnische Denkweise wird heute in der Hauptsache aus Edden, Sagas und Skalden erschlossen, aber schon die Bewertung derselben als „religiöser" Schriften dürfte nach einer Feststellung H. Rückerts nicht mehr ganz fraglos hingenommen werden: „Wir rechnen überhaupt stärker mit der Tatsache, daß die Lieder der Edda gesammelt und aufgezeichnet worden sind in einer Zeit, die nicht mehr an die alten Götter glaubte, und sind skeptisch gegenüber der Zuverlässigkeit einer religionsgeschichtlichen Quelle, die nicht aus Religion, sondern aus antiquarischem und ästhetischem Interesse heraus entstanden ist."[16]) Und was das gegensätzliche Verhältnis von heidnischer Vielgötterei und christlichem Eingott betrifft, so ist noch lange nicht ausgemacht, ob sich bei den germanischen Völkerschaften die Vorstellung des Eingottes nicht sehr bald geschichtlich-notwendig ergeben hätte. Es ist nämlich eine allseits zugegebene Tatsache, daß die Germanen ihre Götter nach ihrem eigenen Bilde und besonders dem ihrer Führer formten, daß die Ordnung der heidnischen Götterwelt geradezu das Abbild der natürlichen völkischen und stammhaften Ordnung jener Zeit war.[17]) Da nun aber nicht anzunehmen ist, daß die soziale Ordnung immer dieselbe geblieben wäre, da also mit der zunehmenden Herausbildung einer kriegerischen Oberschicht auch allmählich die Idee eines Königs und Kaisers entstanden wäre — so würde auch an Stelle der vielen Gottheiten allmählich der Eingott als Sinnbild höchster Machtpotenz getreten sein, wie schon 2000 Jahre zuvor, beim Zusammenschluß der seßhaften Megalithbauern mit den kriegerischen Streitaxtleuten zum Stamm der Germanen, neben das friedliche Göttergeschlecht der Vanen das indogermanische kriegerische Göttergeschlecht der Asen getreten war.[18]) Dieser Gestaltwandel der Götter und ihre Verdichtung zu dem einen großen allmächtigen Eingott wäre auch gar nicht so „ungermanisch", wie von mancher Seite behauptet wird, ebensowenig eine spezifisch „kleinasiatisch-semitische" (Hauer) Idee; und kein Geringerer als der heute hochgefeierte Wissenschaftler Wilhelm Dilthey schrieb bereits zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts: „Unser Monotheismus ist das Produkt der Wissenschaft und nicht die Erfindung Christi oder der ihm vorangegangenen jüdischen Propheten. Plato und Aristoteles wollten eine monotheistische Erziehung, und die großen und edlen römischen Imperatoren waren begeisterte Anhänger dieses monotheistischen Philosophenglaubens. Man könnte sich denken, daß nie ein palästinensischer Apostel über das Mittelmeer gekommen wäre: dies hätte nie etwas daran geändert, daß der Monotheismus die herrschende Ueberzeugung der neueren europäischen Völker geworden wäre."[19])

Kiel Otto Hubele

---

[14]) Zitiert nach Joh. v. Walter, a. a. O., S. 228.

[15]) Hanns Lilje widmet sich im letzten Heft der „Jungen Kirche" (Nr. 15, vom 4. August) ausschließlich der geschichtlichen Umstrittenheit der Zahl 4500 und lehnt sie schließlich mit folgenden drei Gründen ab: „Zunächst ist so gut wie ausgeschlossen, daß man bei jenem Anlaß 4500 ‚Rädelsführer' entdecken konnte ... und da sich bereits im nächsten Jahre neue schwere Unruhen ausbreiteten, wäre es völlig unerklärlich, wie sie hätten entstehen können, wenn wirklich die Sachsen (bzw. die Westfalen) so weitgehend ihrer Führer beraubt gewesen wären. Der zweite Grund, der die hohe Zahlenangabe als unwahrscheinlich erscheinen läßt, ist die Unmöglichkeit der Vorstellung von der Durchführung eines solchen Blutgerichts, noch dazu an einem Tage, wie die Einhard-Annalen ausdrücklich sagen ... Man darf aber endlich auch noch eine ganz allgemeine Erwägung hinzufügen, die der Glaubwürdigkeit der herkömmlichen Darstellung des Verdener Blutgerichtes widerspricht: das ist das Gesamtbild Karls des Großen, wie es sich gerade aus der Zeit unmittelbar nach den Sachsenkriegen ergibt." (S. 629.)

[16]) H. Rückert, a. a. O., S. 6; vgl. auch W. Baetke, Art und Glaube der Germanen, S. 1—22, besonders aber S. 7, 8 und 19.

[17]) Diese Ansicht vertritt besonders H. Naumann in seinem „Schicksalsglauben der Germanen", S. 14, 15, 17 und 21.

[18]) Vgl. H. Günkert, a. a. O., S. 148: „... die Vanen sind der Sage nach und in Wahrheit älter als die Asen; denn in ihnen sind nach meiner Ueberzeugung die Gottheiten des Bauernadels zu erkennen, während in den Asen sich vorzugsweise religiöse Vorstellungen der indogermanischen Herrenschicht durchgesetzt haben."

[19]) W. Dilthey, a. a. O., S. 91. Auch Giesecke scheint an die Möglichkeit solch einer Entwicklung gedacht zu haben, wie aus seinen Darlegungen in diesem Heft auf Spalte 735 im vorletzten Absatz des 7. Abschnittes hervorgeht.

Historische Romane

Giuliano. Roman von Eduard Stucken. Berlin-Wien-Leipzig, Zsolnay 1933. 409 S. Geh. 6 M, Leinen 8 M. — **Der Mann aus dem Chaos.** Roman von Robert Hohlbaum, Leipzig, Staackmann 1933. 358 S., Leinen 3.50 M. — **Eine Welt zerbricht.** Ein Tatsachenroman von Michael Prawdin. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt 1933. 351 S., Leinen 6.75 M. — **Der Häuptling und die Republik.** Geschichte eines Irrtums von Wilhelm Kohlhaas. Stuttgart, Engelhorn 1933. 283 S. Kart. 4.50, Leinen 5.80 M.

Der Medici-Roman von Eduard Stucken ist eine sehr kunstvolle Arbeit. Er erinnert Seite für Seite an Callots Capriccien, die einst E. T. A. Hoffmann zu seiner „Prinzessin Brambilla" inspirierten. Hier sind die Capriccien in den Rahmen einer Handlung gespannt, die jedoch nicht als kapriziös angesprochen werden kann. Sie umreißt den Verfall der Renaissancewelt und ihrer einzigartigen Stadtdynastien. Cosmo Medici, nicht der große Cosmo, sondern einer der späten Letzten, die den „Principe" des Machiavell bis zur letzten Uebertreibung ernst nahmen, ist die eigentlich tragende Gestalt, wenn auch der Held sein Rivale, der „König von Cypern", eine von familiären und dynastischen Geheimnissen umkleidete Figur ist. Cosmo, der starke bedenkenlose Duca, Giuliano, der weiche, edle Nobile, der bis zur Dekadenz nobel ist: das ist der menschliche Kontrast, an dem Stucken uns die Auflösung des Renaissanceweltbildes darlegt. Man kann den Einwand erheben, daß manchmal die Darstellung mit allzuviel kulturhistorischem Gerank durchflochten sei; jedoch hier gerade gleicht die Kunstfertigkeit des Dichters das eine Zuviel durch ein anderes aus: So kunstvoll nämlich ist das Gerank in die Handlung hineingeflochten, daß wir kaum merken, wie wir belehrt und aufgeklärt werden. So wirkt das Wissen ums Detail nie schulmeisterlich und gelehrsam, sondern es wirkt wie das Drumherum bei jenen späten Renaissancebildern, auf denen man die Vielfalt kultureller Spielereien einer müde werdenden Epoche aus den Interieurs abzulesen vermag. Man hat einen starken und lebendigen Eindruck jener Zeit. Die Handlung ist spannend, manchmal drastisch aufregend.

Der „Mann aus dem Chaos" ist Napoleon. Dieser Roman von Hohlbaum beweist aufs neue, daß es noch nicht an der Zeit ist, einen historischen Roman — sowenig wie ein Drama — über diese historisch noch umstrittene Gestalt zu schreiben. Der Napoleon Hohlbaums ist eine völlig freie Erfindung; er ist eine disharmonische, manchmal akonale Symphonie wilder Elementarkräfte, die literarische Konzeption eines Dschingis Khans, aber nicht die Erfassung eines der größten politischen Genies der Neuzeit. Es ist eine Ausprägung des Napoleonbildes, das wir vielfach auf der Schule vermittelt bekamen: ein wilder, zügelloser Tyrann, der vom Verfasser um der romanhaften Vertiefung willen mit einer Reihe psychischer Komplexe und dämonischer Eigenschaften begabt wird. Ohne Frage ist der Roman in mancher Hinsicht recht eindrucksvoll geschrieben — manchmal übrigens, was die literarischen Mittel angeht, ein wenig primitiv —, aber der Eindruck ist eben leider falsch. Was mich persönlich insbesondere stört, ist die ausgiebige Verwendung reichlich pathetischen Wortgeklingels und allzu gewagter Bilder und Umschreibungen. Jedoch wird manchem solches Tun als dem Stoffe angemessen erscheinen. Nicht zu empfehlen ist der Roman für die Jugend: denn einmal steigt er des öfteren in — reinweg erdichtete — ziemlich gewagte psychologische und erotische Interpretationen hinab, zum anderen vermittelt er ein so gewolltes Bild Napoleons, daß junge Leute, die gerne eine solche Darstellung als bare Münze nehmen, ein falsches Bild bekommen würden.

Michael Prawdin versucht wieder einmal die Synthese zwischen Geschichtschreibung und Dichtung zustande zu bringen, und man muß sagen: wenn es selten gelingt, hier ist es gelungen. Der Tatsachenroman „Eine Welt zerbricht" schildert den Auflösungsprozeß des russischen Kaiserreiches. Prawdin verwendet, wie er im Nachwort feststellt, lediglich Tatsachenberichte und Memoiren, er setzt die verschiedensten Berichte zu einer einheitlichen und folgerichtigen Szenenkette zusammen. Die Gutgläubigkeit des Verfassers gegenüber seinem Material, daß jeder die „Aussprüche getan" habe, „die in meinem Buch stehen", ist verzeihlich, weil es ja selbst dem Historiker oft schwer fällt, die Authentizität von Aussprüchen nachzuprüfen, die in Memoiren überliefert werden. Jedoch zeigt sich — und das ist sehr interessant —, daß die Aneinanderreihung historischer Szenen tatsächlich einen Roman ergeben kann, wenn nur der Stoff an sich ein Romanstoff ist und ein rechter Gestalter sich seiner annimmt. Die Darstellung umfaßt die Jahre Sommer 1914 bis Frühjahr 1917. Gestalten: Nikolaus, seine Frau, Frau Wyrobowna, Rasputin, Nikolai Nikolajewitsch und eine Anzahl Minister wie Suchomlinow, Beletzki, Chwostow. Zwischen ihnen intrigierend Fürst Andronnikow und der Ochranaagent Manujlow. Alles Geschehen kursiert letzten Endes um den unglücklichen Zaren, diesen bedauernswerten Privatmenschen, den das Schicksal an eine Stelle und dazu in eine Zeit gestellt hat, denen er nicht gewachsen war. Die menschliche Tragödie dieses Fürsten wurde noch nie so ergreifend plastisch wie in diesen Tatsachenberichten, Gesprächen, inneren Kämpfen, Briefen und in dieser Fülle von Intrigen und gewissenlosen Geschäften seiner Umgebung, die ahnungslos oder zynisch am Rande des Abgrundes geäfft werden.

Indem man sich daran gewöhnt, die Jahre von 1918 bis 1933 nicht mehr als Gegenwart zu betrachten — eine Erscheinung, die nicht nur in Deutschland, das durch den Sieg des Nationalsozialismus einen tiefen Einschnitt erlebt hat, zu beobachten ist —, fühlt man sich veranlaßt, den Roman von Wilhelm Kohlhaas, „Der Häuptling und die Republik", wie ein historisches Gemälde zu betrachten — und siehe da, es gelingt. Man hat das deutliche Gefühl, längst Vergangenes berichtet zu bekommen, d. h. die Problematik dieser Tage ist vorbei, wir stehen jetzt vor ganz anderen Fragen und Problemen als denen, die hier die Menschen bewegen. Das ist das eigentlich elementare Erlebnis bei der Lektüre derartiger Bücher jetzt und dieses Buches insbesondere, daß unser Blick durch die jüngsten Ereignisse von Krieg und Inflation weg, auf alles Zukünftige hin gelenkt worden ist. Und damit erleben wir spiegelhaft das, was wir alltäglich erleben, das Ueberraschende und Umwälzende dieser Tage, das was historisch einen Einschnitt bedeutet: die Wendung im Aspekt. Der Häuptling, um den es sich hier handelt, ist einer jener Braven, die den Krieg bis ins Blut hinein durchkämpften, denen der Krieg nicht mit 1918 beendet wurde, sondern die durch mancherlei innere und äußere Konflikte einen neuen Boden ihrer Existenz suchten. Dieser hier findet ihn, wie so mancher seiner Schicksalsgenossen, in der Gemeinschaft der Arbeitenden, im Arbeitslager. Gar manches enthält das Buch, mit dem viele — und so auch ich — sich nicht werden einverstanden erklären können, Urteil und Tendenz, die der Gerechtigkeit und Klarheit entbehren. Vieles aber auch, das unsere wärmste Teilnahme, unser Miterleben und Mitleiden erregt und uns allen zu denken und zu überlegen gibt. Es ist eines von vielen, dieses Buch, denn mancherlei Vorgänger — in Problematik und Inhalt — gibt es, aber es nimmt seinen Platz als Dokument und gar manchmal als stark erlebtes Erinnerungsbuch unter der Literatur dieser Zeit ein. Und was schließlich das packendste ist und immer von neuem hinreißt, ist die aufrechte, bedingungslose Liebe zu Deutschland, die dem Buch zugrunde liegt.

Berlin Hans E. Friedrich

Zum Gedächtnis Hindenburgs

Das Geheimnis seiner Größe: „... Gott rief und der Mann folgte demütig und gehorsam: das war das Geheimnis seiner Größe. Wer nach einem neutestamentlichen Worte sucht, das Geheimnis dieser Persönlichkeit auszusprechen, der findet kein anderes als das Wort im 1. Petrusbrief: Dem Demütigen gibt Gott Gnade. Auf der Demut vor Gott ruhte sein Verhältnis zu Gott. An diesem Mann war nichts Schwärmerisches und nichts Ueberhebliches. Jede Selbstüberschätzung lag ihm völlig fern. Er war ein demütig und aufrichtig betender Mensch. Wer ihn je hat sein Haupt senken und seine Hände vor Gott falten sehen, der hatte die Gewißheit: die Frömmigkeit dieses Mannes ist echt. Unvergeßlich ist es allen denen geblieben, die es erlebt haben, wie er nach der Schlacht bei Tannenberg während des Gottesdienstes die Kirche in Allenstein betrat und mit der Gemeinde betend seine Knie beugte. Unvergeßlich bleibt es mir selbst, wie ich am Abend der Feier seines 80. Geburtstages den Feldmarschall auf dem Balkon seines Palais sah und beobachtete, wie er während des Zapfenstreichs sein Haupt entblößte und seine Hände zum Gebet faltete. Diese Demut tat dem gewaltigen Manne unmittelbar die Tür auf zu dem lebendigen Gott. Sein Verhältnis zu Gott bedurfte keines priesterlichen Vermittlers. Er war ein echter evangelischer Christ. Aus seiner Demut vor Gott gewann er die Kraft, die schwersten Entscheidungen in voller Ruhe des Herzens und Klarheit des Gewissens zu fällen, und die ungeheuerste Verantwortung vor seinem Volk und der Welt tapfer und getrost zu tragen." Superintendent Geest (Berlin, Dreifaltigkeitskirche) in Epd 32.

*

Sein stilles Heldentum: „... Man versteht das furchtlose Vorwärtsgehen auf einem Wege, der Größe und Charakterstärke ohnegleichen verlangt, wenn man seinen Lieblingsspruch aus dem 62. Psalm kennt: ‚Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft', und wenn man weiß, daß er als Taufspruch für seine Enkelkinder die Bibelworte aussuchte, die ihm seine Mutter als Tauf- und Konfirmationsspruch aus dem Matthäusevangelium bestimmt hatte: ‚Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.' Dieser Glaube gab dem Reichspräsidenten Kraft und die Möglichkeit, vor seinem Volke fest und sicher dazustehen und ihm in den schwersten Zeiten deutscher Geschichte den Halt zu gewähren, der für Deutschland von so unschätzbarem Wert war. Sein Leben und Wirken in christlicher Demut und Bescheidenheit ist nicht nur reich an Erfolgen, die ihm die Unsterblichkeit sichern, es bedeutet auch durch sein christliches Beispiel eine Be-

reicherung unseres ganzen deutschen Volkslebens. Und wenn ihm die innige Liebe und Verehrung wie kaum einem anderen Großen unserer Geschichte entgegenschlägt, so hat das nicht zum letzten seinen Grund darin, daß wir alle fühlen, daß er nicht nur groß in seinen Taten, sondern auch groß in der Stärke seines sittlichen Charakters war." „Das Evangelische Deutschland", Nr. 31.

*

Der **Reichsbischof** erließ eine Kundgebung, in der es nach einer Würdigung der Persönlichkeit Hindenburgs heißt: „Das Leben des Reichspräsidenten Generalfeldmarschalls von Hindenburg, zu dem ein ganzes Volk in unbegrenztem Vertrauen emporgeschaut hat, war getragen von einer tiefen Herzensfrömmigkeit; er war ein treues Glied der evangelischen Kirche. Sein letztes Wort an den Reichsbischof lautete: ‚Sorgen Sie dafür, daß Christus in Deutschland verkündet wird.' Diese Mahnung wird die Deutsche Evangelische Kirche als ein heiliges Vermächtnis des großen Toten bewahren." FZ 389/90.

*

Für die vielen Stimmen aus dem **Ausland** sei nur eine aus London noch hierher gesetzt. „Evening Standard" betont: „In einem Kriege, aus dem nur wenige große Generäle in die Geschichte eingehen werden, war der Name Hindenburgs sowohl bei den Zentralmächten wie bei den Alliierten in aller Munde. Aber ein noch größerer Ruhm begleitet ihn in sein Grab: er ist der einzige General der neuen Zeit, der sich einen noch größeren Namen im Frieden als im Kriege geschaffen hat." Nach FZ 389/90.

Du und ich

(Auf den Tod der Mutter)

Das ist das Ende:
Blumen in die Hände,
Schollen ins Grab
all deine Hab!

Was kann ich dir geben?
Ich bin ja am Leben.
Wie leicht du es hast!
Mir läßt du die Last.

Wien Richard von Schaukal

Aus Zeitschriften

Ein Christ erzählt sein Leben. „Noch einmal aber griff aus dunklen Daseinstiefen die Lebensangst nach mir, als ich meine erste Predigt in Nürnberg zu halten hatte. Ich war damals durch Ueberarbeitung schwer niedergedrückt und hatte in der Nacht vorher wenig geschlafen. Damals rettete mich, als ich in der Frühe über den Nürnberger Marktplatz ging, der Morgenstern. Wie den Gruß eines Gottes habe ich ihn empfunden. Der Stern zwinkerte mich freundlich an und schien über mich gütig zu lächeln. Da stieg ich empor zu ihm und schaute von oben auf mein Leben herab. Die Landkarte der Erde lag vor mir, und in ihr als winziger Punkt, kaum zu finden, die Stadt Nürnberg; und wieder in der Stadt Nürnberg, erst recht winzig anzusehen, ein Menschlein, das über den Marktplatz geht. Was sind alle deine inneren Quälereien? Schrumpfen sie nicht hier oben zur Komik zusammen? Warum nimmst du dich so erbärmlich wichtig? Da oben in den Sternenwelten, da mag jetzt irgendwo ein Goethe leben; da mag vielleicht sogar ein Christusereignis vor sich gehen! Und du? Und du? In diesem Augenblick stieg als ein zweiter herrlicherer Sternenhimmel das Vaterunser in mir empor. ‚Dein Name werde geheiligt! Dein Reich komme! Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!' Ja, dafür ist es wert zu leben! Dahin darfst du aufblicken, dafür darfst du da sein, solang noch ein Atemzug, solang noch ein Funke Bewußtsein in dir ist! Und wenn Gott dich nicht mehr brauchen kann, dann mag er dich getrost zum alten Eisen werfen! An dir liegt nichts, gar nichts, an Gott liegt alles! Tausende sind in geistiger Nacht gestorben. Was bist du mehr als sie? Sei froh, daß du Gott dienen darfst!..." Dr. F. Rittelmeyer in „Die Christengemeinschaft", Juniheft 1934, S. 86 f.

Menschen am Sonntag. „Wer sieben Jahr alt ist, hat schon ein ganzes Jahr lauter Sonntage gehabt, zusammengerechnet. Leute wie ich, die im Mittelalter stehen, haben schon sechs oder sieben Jahre lauter Sonntage gehabt. Menschen, die siebzig sind, hat Gott in seiner Gnade zehn Jahre lauter Sonntag geschenkt. War es auch lauter Sonntag? Oder waren es Sündtage, Giertage, Arbeitstage, Quältage? Der Sonntag muß wieder ein Ruhetag, ein Familientag, ein Nächstentag, ein Seelentag, ein Friedenstag werden. Ein Mensch mit schönen Sonntagen ist ein Mensch voll Ruhe, Kraft und Glück im Herzen. Ein Mensch ohne Sonntag ist ein gequälter, mißgelaunter, abgetriebener Gaul, der hinterlistig ausschlägt. Wir dummen Menschen verderben uns dieses große Gottesgeschenk des Sonntags durch unsere Torheit und Sünde. Deutschland, du Deutschland im Aufbau, vieles mußt du neu erschaffen, aber eins daneben, vor vielem: schönere Sonntage." K. J. Friedrich in „Das Evangelische Deutschland", Nr. 30, S. 259.

Luthers Christentum und wir. „Als Luther sein Werk tat, war es vor der lateinischen Menschheit eine wüste, unselige Barbarei. Eins ist gewiß: nicht anders als gleichermaßen unter Sturmzeichen könnte eines Tages ein ebenbürtiges Werk an der Bibel getan werden. Das Christentum ist keine abendländische Episode; das Christentum ist das Abendland und weit mehr, und es ist kein Abendland ohne das Christentum. Und das Christentum ist konservativ seiner Natur nach; darum werden die Sturmzeichen des Abendlandes das Christentum und seine alte Bibel entweder zurückerobern oder aber völlig verändern und mit einem neuen Geiste erfüllen; und um dies zu vollziehen, das Christentum und seine alte Bibel völlig zu verändern und mit einem neuen Geiste zu erfüllen, bedürfte es eines Geistes von ungeheurer, stürmischer Kraft; von diesem aber ist in dem, was sich heute im deutschen Protestantismus aller Gruppen begibt, wenig zu spüren, und so ist für keinen sichtbar, woher ein neuer Christengeist, den das Volk erfüllte, und eine neue Bibelsprache, die das Volk mitspräche, geboren werden sollte. Die letzte Möglichkeit aber, die sich denken ließe, ist außerhalb der Sturmzeichen gelegen, nämlich in den ‚Katakomben', und wird in ihrem Dunkel lange ein Geheimnis bleiben..." Martin Beheim-Schwarzbach in „Eckart", Heft 7/8, 1934, S. 295.

Religion und Weltanschauung. „Als einmal ein Religionsstifter bei dem französischen Minister Talleyrand um staatliche Anerkennung seiner neuen Religionsgemeinschaft nachsuchte, erklärte dieser, es sei ihm neu, daß jemand eine Religion gründen wolle, ohne sich vorher für sie kreuzigen zu lassen. Eine wirklich urreligiöse Bewegung muß zuerst werben, kämpfen und leiden, ganz ohne Rücksicht auf staatliche Anerkennung oder Verfolgung. Das Christentum mußte dreihundert Jahre Unterdrückung und Verfolgung erleiden, bis ihm in Konstantin ein staatlicher Schirmherr erstand. Ebenso mußte der Buddhismus zweihundert Jahre wirken, bis er durch Ashoka staatliche Förderung erfuhr. Gerade hier zeigt sich, daß die Hauersche ‚Deutsche Glaubensbewegung' nicht aus rein religiösen Wurzeln entsprungen ist, sondern aus einer völkisch-politischen Zeitströmung, genauer gesagt: daß in ihr eine wirklich religiöse, universalistische Bewegung von der völkischen Riesenwelle erfaßt und weitergetragen wurde; die Zukunft der völkischen Bewegung ist damit auch die Zukunft dieser ‚Glaubensbewegung' geworden." Friedrich Heiler in „Neuwerk", Heft 5, 1934, S. 306.

Bücher und Schriften

Einleitung in das Alte Testament unter Einschluß der Apokryphen und Pseudoepigraphen. Entstehungsgeschichte des Alten Testamentes. Von Otto Eißfeldt. Tübingen, J. C. B. Mohr 1934. XVI und 752 S. 15.50 und 17.50 M.

In einem ähnlichen Verhältnis wie die „Theologie des Alten Testaments" zur „Israelitisch-jüdischen Religionsgeschichte" steht die „Einleitung ins Alte Testament" zur „Israelitisch-jüdischen Literaturgeschichte". Hier wie dort schien zunächst die zweite eine Ablösung der ersten darzustellen; sodann erkannte man, daß sie ergänzend nebeneinander stehen können bzw. gar müssen. Eißfeldt geht den Weg, daß er im wesentlichen die Anlage der bisherigen Einleitungen beibehält, auch ihrem üblichen Inhalt, der Einzelanalyse der Bücher, rund 450 von 750 Seiten einräumt, aber Literaturgeschichtliches vorsetzt und einfügt, auch versucht, die Detailergebnisse des Analysekeiles zu einem geschichtlichen Gesamtbild sich runden zu lassen. Ein Vorzug besteht darin, daß er die Gattungen ebenso berücksichtigt wie die Verfasserpersönlichkeiten. Den Fortschritt der Einleitungswissenschaft im engeren Sinne, und im weiteren die Bereicherung durch die literarhistorische Betrachtungsweise erkennt man besonders gut, wenn man das vorliegende Werk mit dem noch umfangreicheren, literarkritisch eingestellten Lehrbuch der Einleitung in das Alte Testament von Carl Steuernagel aus dem Jahre 1912 vergleicht. Es war nach den vielerlei Einzelforschungen zum vorliegenden Gebiet wieder einmal notwendig, eine Gesamtübersicht und -darstellung zu geben, wie sie einst Steuernagel oder, in gedrängterer Gestalt Cornill (1913) geboten hatte. Eißfeldt gliedert die überaus reiche Stoffmenge nach folgenden 5 Punkten: 1. Die vorliterarische Stufe. Die kleinsten Redeformen und ihr Sitz im Leben. 2. Die literarische Vorgeschichte der Bücher des Alten Testaments. 3. Analyse der Bücher des Alten Testaments. 4. Geschichte des Kanons. 5. Geschichte des Textes.

Man kann es dem Verfasser nicht verdenken, wenn er die Ergebnisse seiner eigenen Arbeiten zur Quellenscheidung in den historischen Büchern — wenn sie auch zum Teil abgelehnt wurden — zur Grundlage der Darstellung der entsprechenden Partien seines Grundrisses gemacht hat. Im übrigen zeichnet sich sein Buch durch ein ruhiges und vorsichtiges Urteil aus. Auseinandersetzungen ist kein zu breiter Raum gewidmet. Sellins „Einleitung", in sechster neubearbeiteter Auflage 1933 erschienen, will ein gedrängter Abriß für die Hand der Studenten sein und geht in den Bahnen der alten Einleitungen. Ein Lernbuch soll auch Joh. Meinholds „Einführung in das Alte Testament", 1932, in den entsprechenden Abschnitten über die Literatur Israels sein. Faschers Artikel „Testament, Altes" in der neuen Fassung von Pauly-Wissowas Realenzyklopädie, 1932, gibt einen guten erstorientierenden Ueberblick,

mehr von der literarhistorischen Warte aus. In den gleichen Bahnen geht das eben im Erscheinen begriffene großangelegte Werk von Joh. Hempel: „Die althebräische Literatur und ihr hellenistisch-jüdisches Nachleben", in Walzels Handbuch der Literaturwissenschaft, 1930 ff. Eißfeldts Werk, das Ergebnis einer recht reichen Arbeit, stellt die augenblicklich umfassendste Uebersicht über die einschlägigen Einleitungsfragen in reifer kritischer Einzelverarbeitung dar. Ein ausgezeichnetes Nachschlagebuch für den wissenschaftlich zu arbeiten beginnenden Studenten und für den Forscher.

Adolf Wendel

Erläuterungen zum vierzehnten Kapitel des Lukasevangeliums. Von Albrecht Gubalke. Sangerhausen, Verlag der „Unruhe" 1934. 48 S. —.70 M.

Gubalke legt eine ganz eigenartige Erklärung wichtiger Abschnitte aus dem Lukasevangelium vor. Es ist eine tendenziös-praktische Exegese, insofern sie ihr Ziel und ihre Gegenwartsabsicht an der Stirn trägt: „In der Kirche Christi muß es heißen: der oberste Platz bleibt leer." In höchst origineller, spannender Weise wird dieser Gedanke an das Wort vom Obenansitzenwollen (14, 7) angeknüpft und architektonisch anschaulich gemacht mit einer Erörterung des Basilikenstils. Eine ebenso geist- wie temperamentvolle Erläuterung; ein eindrücklicher Widerspruch „gegen die Uebertragung des politischen Führerprinzips in den Raum der Kirche Jesu Christi". Man sollte die gehaltvolle kleine Schrift nicht übersehen in der Flut der heutigen kirchlichen Streitschriften. Gustav von Rohden

Der lebendige Christus. Die theologische Bedeutung der Auferstehung und Erhöhung Christi. Von Ewald Burger. Stuttgart, Kohlhammer 1933. 289 S. Brosch. 9 M.

Diese Untersuchung lenkt mit klarem Blick und entschlossenen Schrittes zurück zu den tiefsten Quellen. Die Frage nach dem Wesen des Christentums ist gerade unter den Kämpfen der Gegenwart neu aufgeworfen und zum Problem geworden, bleibt aber ein dialektisches Spiel, solange man nicht erkennt, daß solches Wesen nichts anderes ist als Jesus Christus selbst. Nicht ein -tum oder -ismus, freilich auch nicht ein historischer Homunkulus oder ein dogmatisches Prinzip bildet den springenden Punkt unsers Glaubens, sondern der Mensch Christus Jesus, wie er, aus der lebendigen Geschichte erwachsen und in sie immer neu hineinwirkend, doch deren Schranken überragt, göttlich als der Menschensohn und menschlich als der Sohn Gottes. Burgers Zielsetzung liegt auf systematischem Gebiete. Da zeigt er den Christus der Heilsgeschichte als den Grund des Glaubens und den Sinn der Schrift, als Wirklichkeit und Lebensgrund der Gemeinde wie als Mittelpunkt der christlichen Weltanschauung. Aber eine Ueberschau über das Zeugnis des Neuen Testamentes und der Theologie des 19. Jahrhunderts bieten hierfür eine gute Begründung. Der lebendige Christus soll nicht nur „Prinzip", sondern Gegenpol aller Frömmigkeit sein. Damit ist für die Theologie zunächst auch nur eine Aufgabe gewiesen. Ihre Verwirklichung ist die Probe jedes echten Christenglaubens. Sie in Wissenschaft umzusetzen, erweist sich immer wieder als gar nicht so einfach, auch nicht für die moderne dialektische Theologie. Dankbar sei jedenfalls die Sorgfalt und Tüchtigkeit der geleisteten Arbeit und die Klarheit des Ansatzes anerkannt, von dem die Lösung erstrebt wird. Theodor Kühn

Wie kam das Christentum zu den Germanen? Von Johannes Witte. Gotha, Leopold Klotz-Verlag 1934. 32 S. —.80 M.

In dieser knapp gefaßten Schrift hat der Verfasser alles Wissenswerte über den Christianisierungsprozeß der Germanen eingearbeitet, bemüht, dem Für und Wider der heute so lebhaften Diskussion dieses Themas den sachlich gerechtfertigten Hintergrund zu geben. Ohne einseitige Leidenschaft, aber auch nicht ohne Anteilnahme für die geschichtlich bedingten Härten jener Missionszeiten hat er ein sehr anschauliches Bild von der Schwere jener Zeit entworfen, dabei immer wieder die Andersartigkeit von Sitte und Brauchtum betonend. Besonders einleuchtend ist die Erklärung der Tatsache, warum ein ganzes Volk zuweilen zum Christentum übertrat (S. 18). (Vgl. auch Sp. 752 ff.). Otto Hubele

Die Bedeutung der Reformation für das deutsche Beamtentum. Von Heinrich Bornkamm. Berlin, Verlag des Evangelischen Bundes 1932. 20 S. —.50 M.

Die Schrift gibt einen Vortrag wieder, den der Verfasser auf der Tagung des Verbandes der evangelischen Beamtenvereine im Jahre 1932 gehalten hat. Sie geht davon aus, daß eine evangelische Beamtenbewegung etwas anderes sein müsse als eine konfessionelle Gewerkschaft, daß sie von einer geschichtlichen Sendung und dem Bewußtsein einer sittlichen Aufgabe leben müsse. Das Beamtentum ist mit der landesherrlichen Gewalt im späteren Mittelalter in die Höhe gekommen, ist also in seinen Anfängen älter als die Reformation und von Luther im allgemeinen keineswegs freundlich beurteilt worden (wenn er übrigens doch auch für „den treuen, frommen Juristen" anerkennende Worte gefunden hat). Gleichwohl „ist der Sieg der städtischen und territorialen Zentralgewalten und ihres Berufsbeamtentums im 16. Jahrhundert gegenüber den genossenschaftlichen ständischen Gewalten nicht ohne starke Unterstützung durch die Reformation selbst erfochten worden". Denn Luther hat einmal das Hineinragen der Kirche in die weltliche Sphäre beseitigt, und außerdem hat die Reformation umgekehrt im landesherrlichen Kirchenregiment die Macht der Fürsten und der Stadträte der Reichsstädte erweitert. Damit ist zugleich das Berufsbeamtentum kräftig gefördert worden. Soviel über die geschichtliche Sendung des Beamtentums. Was aber seine sittliche Aufgabe betrifft, so hat Luther, indem er den religiösen Vorzug des Mönchtums beseitigte (worin ihm übrigens schon Dante ahnend vorausgegangen war), die Berufsarbeit des Laien und also auch des Beamten dadurch geadelt, daß er den weltlichen Beruf als unmittelbaren Auftrag von Gott ansah. Und indem er den Staat von der Unterordnung unter die Kirche befreite, hat er zugleich den Dienst am Staate gehoben, den Dienst an dem Staat, den er gelegentlich als ein „Wunder Gottes" bezeichnete, nicht — wie man oft hört — lediglich als einen Raubtierkäfig ansah.

Die mannigfachen Gesichtspunkte, die sich hieraus im einzelnen ergeben, können an dieser Stelle nicht weiter behandelt werden. Möchte die auf umfassender Kenntnis der geschichtlichen Quellen und der ethischen Fragen aufgebaute Arbeit weitgehende Beachtung und Beherzigung im deutschen Beamtenstand finden!

Hugo Weizsäcker

Luther als deutscher Christ. Von Hans Leisegang. Berlin, Junker und Dünnhaupt 1934. VI, 142 S. brosch. 4.80 M.

Der Jenenser Philosoph stellt die Ergebnisse seiner historischen Lutherforschung in die gegenwärtigen Kämpfe um ein deutsches Christentum hinein und ruft den Leser zur persönlichen Stellungnahme auf. Durch weite Aufgeschlossenheit nach allen Seiten ist er besonders befähigt, die notwendige Brücke zwischen der deutschen Geisteswelt und dem reformatorischen Glauben zu schlagen. Er beruft sich für diese Bindung auf die Geschichte. Wie hat sich die deutsche Seele zur Zeit der Völkerwanderung mit dem Christentum verschmolzen? In welcher Gedankenwelt lebte Luther? Eine eingehende Analyse zeigt, daß der junge Luther mit der Strömung mittelalterlichen Denkens, die von Plato über Philon, die Neuplatoniker, Augustinus bis zur deutschen Mystik verläuft, mehr übereinstimmt, als bisher meist gesehen wurde. Wenn z. B. Luther Tranzendenz und Immanenz Gottes in eins sieht, so verbindet ihn dies trotz aller sonstigen Unterschiede wesentlich mit der deutschen Mystik und trennt ihn von Rom und Genf. Ebenso wird die Verbindungslinie nach vorwärts zu den großen Denkern und Philosophen des deutschen Idealismus gezogen. Darin, daß hier wie dort die grundsätzliche Gemeinsamkeit mehr betont wird als die vorhandenen Unterschiede, liegt zugleich Stärke und Schwäche des Werkes. Offenbar ist der Philosoph der Gegenwart besonders geschickt zu einer großzügigen „ganzheitlichen" Betrachtung, die die Fülle der Gestalten in ihrer Zusammengehörigkeit erfaßt und dadurch sowohl dem geschichtlichen Leben des Geistes einen „Sinn" verleiht, wie auch zu einem neuen, tieferen Verständnis des Einzelnen — hier Luthers — verhilft. Indem z. B. Luthers „Rechtfertigung aus dem Glauben" in den größeren Zusammenhang einer umfassenden Weltanschauung gestellt wird, rückt sie unserem Verständnis wesentlich näher. Die Veranschaulichung der Rechtfertigung durch ein Beispiel aus der Erfahrung der menschlichen Liebe kann sie auch dem Menschen der Gegenwart wieder sinnvoll und erlebbar machen. Die hier von L. gebrachte lebendige Verdeutschung eines schwerverständlichen biblischen und reformatorischen Ausdrucks kann für die Verkündigung der Theologen und Pfarrer vorbildlich sein.

Wie sich auch die gelehrte Lutherforschung zu Einzelheiten stellen mag (die Wahrheit über den ganzen Luther wird allerdings komplizierter sein, als es hier erscheint), man wird doch immer wieder überrascht durch eine Fülle feiner Beobachtungen und wertvoller Winke. Gerade weil die neueste Lutherforschung zu sehr unter Einfluß der dialektischen Theologie steht, ist vieles, besonders an dem Werden und Wachsen der Gedankenwelt Luthers, vernachlässigt worden und muß einmal korrigiert werden. Vor allem aber gebe man dieses Buch möglichst Vielen in die Hand, die auf den Zusammenhang des lutherischen Christentums mit der deutschen Mystik und dem deutschen Idealismus nicht verzichten wollen. Ihnen wird dieses Werk Luther wieder nahebringen. In dieser Richtung hat es in der Gegenwart einen unentbehrlichen Dienst. Dazu kommt die klare Darstellung, die bei aller wissenschaftlichen Begründung jeden Leser zu packen und zu fesseln vermag. Dabei wahrt sich L. das unbestechliche Urteil des deutschen Christen der Gegenwart auch gegen Luther. Fremde Schichten in der Gedankenwelt Luthers werden entschlossen abgetragen. Denn neben dem „Zurück zu Luther!" steht ein ebenso starkes: „Vorwärts zu einem tiefen, innerlichen deutschen Glauben!" Hermann Steiner

Von Karl Barth zu den Deutschen Christen. Zum Verständnis der heutigen theologischen Lage. Von Hans Schlemmer. Gotha, Klotz. 42 S., 1.50 M.

Eine theologische, nicht kirchenpolitische Schrift. Im ersten Abschnitt: „Die Deutschen Christen und die Theologie" sieht man, wie wunderlich und zum Teil verworren bei den Deutschen Christen feste Orthodoxie und das, was man sonst liberale Theologie nennt, kritische Theologie, durcheinandergehen, dazu Gedanken, die, weiterentwickelt, vielmehr in die Richtung der Deutschen Glaubensbewegung weisen. Im zweiten Abschnitt: „Die gemeinsame Grundlage von dialektischer und deutschchristlicher Theologie" weist Schl. dies Gemeinsame in Stimmungen und Gedanken nach, die aus dem Kriegserlebnis erwuchsen. Ich würde hinzufügen, daß der Wille zur Macht, der Nationalsozialisten und Deutsche Christen beherrscht, und der Sinn für Autorität, der bei den Dialektikern allmählich stark wurde, verwandte geistige Haltungen sind. Aber wie seltsame Inkonsequenzen ergeben sich bei Dialektikern und Deutschen

Christen, bei jenen, wenn sie zugleich Nationalsozialisten sind, und bei diesen, wenn sie in der Art der Dialektiker allen Liberalismus verdammen, dann aber vom Nationalen her Maßstäbe für Religiös-Kirchliches aufstellen, die mehr biologisch als supranaturalistisch sind! Vortrefflich ist gegenüber Barths Vorwurf, die Deutschen Christen seien die reife Frucht des Kulturprotestantismus, von Schl. die Anklage zusammengefaßt: Ihr Dialektiker habt den Deutschen Christen vorgearbeitet, habt den Idealismus herabgesetzt, die Sünde durch überstiegene Verallgemeinerung tatsächlich verharmlost, gegen kirchlichen Parlamentarismus eifernd die Gemeinden lahmgelegt und das ungeistliche Führerprinzip mit heraufbeschworen und durch eure Schöpfungsordnungstheologie eine übertriebene Wertung von Blut und Rasse vorbereitet. Auch was Schl. im letzten Abschnitt positiv über den rechten Weg evangelischer Theologie zwischen beiden Fronten sagt, ist sehr anregend, obwohl ich z. B. nicht wie er, Hirsch zustimmend, sagen kann: „Wir haben für das Geheimnis Jesu Christi kein ander Wort als: wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch." Diese ehrwürdige Formel wird noch lange mißverständlich und Anstoß für viele bleiben, die weder mit den Dialektikern noch mit den Deutschen Christen gehen wollen und vom Erhabensten nicht in fertigen Formeln reden wollen, sondern sich schlicht als Suchende bekennen. Sollen wir nicht gerade diesen dienen? Aber man lese und verbreite Schlemmers Schrift; sie ist zum Verständnis der heutigen theologischen Lage lehrreicher als viele dicke Bücher. M

Europas Todesstunde? Von Jan Börger. Zürich, Rascher & Cie. 1934. 742 S. 20 M.

Ausgehend von der Kritik Hegelscher Philosophie, will der Verfasser eine Kritik der religiösen, ethischen, philosophischen und erzieherischen Grundhaltungen in Europa bieten. Man hat allerdings große Mühe aufzuwenden, bis man sich durch dieses Werk des „reinen Begriffs" hindurchgelesen hat. Was Börger in den einzelnen Punkten will, wird keineswegs immer klar, da das Verständnis des „reinen Begriffs-Menschen" zu oft seine Farbe wechselt, bevor es genügend verstanden ist. Das Buch setzt ein mit der Kritik der heutigen Auffassung der johanneischen Taufe, es schließt mit der resignierten Feststellung, daß es dem heutigen europäischen Menschen nur noch um das Allgemeine im Leben, nicht mehr um das Besondere zu tun sei; damit gehe er am Sinn des Lebens vorbei, am Charakteristischen, Unterscheidenden. Es wird die Abwendung vom Konkreten und Hinwendung zur bloßen Idee gefordert. „Freiheit des Denkens heißt, daß das Denken sich von dem andern losmacht, daß das Denken also auf sich selbst gestellt wird, so daß es nur Denken wird, reines Denken, also reiner Begriff" (S. 3). Dieser von Hegel übersteigerte kantische Formalismus ist von Börger in seine letzten Konsequenzen vorgetrieben, kommt aber für deutsche Begriffe und heutige Lebensauffassung nach der Ueberwindung des reinen Formalismus im Neukantianismus doch etwas reichlich zu spät. Man hat in Deutschland andere Vorstellungen über mögliche Todesursachen Europas; wir können auch nicht glauben, daß die Menschen des „reinen Begriffs" den Todeskandidaten noch zu retten vermöchten, weil sie über allem Denken gar zu leicht den Glauben verlieren. Otto Hubele

Deutschland fordert Gleichberechtigung. Aufsätze und Rundfunkreden, herausgegeben von Hans Weberstedt. Leipzig, Armanen-Verlag 1933. 93 S. Geb. 1.80 M.

Obwohl die einzelnen der zwanzig Beiträge nicht viel mehr als nur aphoristische Bemerkungen zum Problemkreis: Gleichberechtigung — Sicherheit — Abrüstung darstellen, wird die Arbeit im ganzen durchaus dem Anspruch gerecht, den man an die Behandlung gerade dieser Fragen stellen muß. Denn die Aufsätze stammen ausschließlich von Sachverständigen und sind im Bewußtsein der Verantwortung geschrieben, aus der heraus selbstverständlich eine Ablehnung des Versailler Vertrags erfolgt, die Gegenforderungen aber maßvoll im Rahmen der genannten Thesen gehalten werden. Zu ihrer Fundierung werden unter den verschiedensten Gesichtspunkten konkrete Daten über den Rüstungsstand des Auslandes und die deutsche Lage mitgeteilt. Im einzelnen erhalten wir Angaben über die Größenordnungen der Rüstungen zu Lande, zu Wasser und in der Luft, über Umfang und Art der ausländischen Jugenderziehung, wie anderseits auch eine gerechte Beurteilung der Funktionen der deutschen Polizei, des deutschen Arbeitsdienstes wie der politischen Formationen erfolgt.

Walther Hoffmann

Schippe Hacke Hoi! Erlebnisse, Gestalten, Bilder aus dem Freiwilligen Arbeitsdienst. Berlin, Verlag für Kulturpolitik 1934. Leinen 3.40 M.

Wir haben schon eine kleine Bibliothek von Büchern über und aus dem Arbeitsdienst. Aber hier hat ein blutjunger Student ein so urlebendiges Buch sich vom Herzen heruntergeschrieben, daß wir diesem Erlebnisbuch einen besonderen Platz in der Bücherei des Arbeitsdienstes zuerteilen müssen. Zum ersten Male ist hier durch eigene, in ihrer Einfachheit bezwingende Zeichnungen, eine derartige Gestaltung dieser neuen Gemeinschaftsform geglückt, daß wir etwas von der Atmosphäre des freiwilligen Arbeitsdienstes auf jeder Seite spüren. Gerade das absolut Unverbildete dieser Bilder und der lockere Plauderstil finden sich zu einer glücklichen Einheit zusammen, so daß wir nicht aus dem Banne dieses Erzählers herauskommen. Dabei ist das Buch alles andere als eine seichte, oberflächliche Plauderei, sondern wir spüren, welch heiliger Ernst und heißer Atem hinter jeder Zeile steht. Denn plötzlich werden die Tiefen des Lebens aufgerissen, und wir hören den geheimnisvollen Schicksalstrom rauschen, der den jungen Deutschen vom Hörsaal mit dem von der Werkbank und von der Stempelstelle verbindet. Wir erleben wirkliche Volksgemeinschaft, ohne alle Geste und Phrase. Das Buch kommt vom Volke und wird seinen Weg zum Volke machen.

Hans Mühle

Zwischen Dorn und Korn. Lebenserinnerungen von Heinrich Sohnrey. Berlin SW 11, Deutsche Landbuchhandlung 1934. 400 S. 4.50 M.

Heinrich Sohnrey, der am 19. Juni 1934 seinen 75. Geburtstag feierte, läßt uns mit seinem Buch „Zwischen Dorn und Korn" einen Blick in sein Leben tun, das ein großes Ziel immer verfolgte: ländliches Volkstum zu schützen und neu aufzubauen. Mit Dank sieht Sohnrey heute an seinem Lebensabend, daß sein Werk von der Gesamtheit als wichtig erkannt und fortgeführt wird. Mit Sohnreys sozialem Wollen verband sich eine Begabung, die das, was er für das Landvolk ersehnte, in dichterischer Gestaltung als vollendet hinstellte. Von früh an gehörte er zu den Dichtern, die verantwortlich wissen, daß das gedruckte Wort weit hinaus wirkt. Wie er von seinem knappen Einkommen 300 Mark aufbringt, um sein Erstlingswerk, das ihm später nicht gut scheint, zurückzukaufen und — zu verbrennen, davon könnte manch einer lernen, der zufrieden ist, wenn er sich nur gedruckt sieht. Sohnreys Kampf gegen den Niedergang des Bauerntums stellt ihn neben Peter Rosegger, zu dem er auch in persönliche Beziehungen getreten ist. Auch Friedrich Naumann hat Sohnrey stark beeinflußt, doch wird er diesem großen Sozialpolitiker wohl nicht ganz gerecht, wenn er ihm vorwirft, zu einseitig nur das Schicksal des Industriearbeiters gesehen und den Landarbeiter darüber vergessen zu haben. Wie manches, was uns heute stark erschüttert, schon Anfang des Jahrhunderts sich vorbereitete, dafür noch eine Episode aus diesem Buch. Eine Zeitlang arbeitete Sohnrey mit dem Verleger Dr. Friedrich Lange zusammen; der „war so ganz und gar in das ‚Reine Deutschtum' verstrickt, daß er aus seinen Gedankengängen das Christentum glaubte ganz ausschließen zu müssen... Als ich ihn fragte, wen er denn für die ausgeschalteten biblischen Judengestalten in die Religion unseres Volkes einsetzen wollte, antwortete er sehr bestimmt: ‚Nun, deutsche Männer!' ‚Und für Christus? Etwa Bismarck?' ‚Nun, warum nicht!'" Sohnrey schließt seine Lebensbetrachtungen mit dem erschütternden Bericht vom Heldentod seines Sohnes „Fidus", der, erfüllt von den sozialen Gedanken seines Vaters, einst sein Werk hätte fortsetzen sollen! Die hier abgedruckten, überaus lebendigen Kriegsbriefe des Sohnes, die Heimholung des Toten, die tiefe Freundschaft des jungen Sohnrey mit dem später auch gefallenen Freund — all das erhebt das Buch zum Schlusse auf eine Höhe, in der man klein wird gegenüber den ungeheuren Schicksalsmächten Tod und Liebe. Mit Sohnrey fleht man dann:

„Ewiger Gott, Herre Gott,
Der du trägst das Weltmeer in deiner allmächtigen Hand,
Den harten Sand und die weiche Erde,
Das Schicksal der Menschheit
Und das Geschick der Menschen,
Erbarme dich unser!..."

Maria Rhine

Ein deutsches Testament. Stimmen der Toten. Von Jakob Kneip. Köln, Stauffenverlag 1934. 40 S. kart 1.30, Leinen 2.20 M.

In anderer Zeit und wie wenig für unsere Zeit geschrieben. Ein Denkmal für Gerrit Engelke, der (im Oktober 1918 noch) bei Cambrai gefallen ist. Ein Buch, aus dem Schmerz geboren, aber, indem der Schmerz heiligt und den Menschen über sich selbst hinausführt, ein Buch der Zukunft und der inneren Wirklichkeit des deutschen Wesens und Vaterlandes. Bei einem schollenverwachsenen Menschen, einer hunsrückischen Bauernnatur, als die wir Kneip aus vielen Büchern kennen, bedurfte es keiner gewollten Einstellung... und das eben ist es: nichts Gemachtes, alles aus Gott und den tiefsten Instinkten eines geheiligten Lebens. Und dazu: diese Verse sind so schlicht und einfach, wie alles wahrhaft Große und tief Gefühlte schlicht und einfach, unmittelbar und ehrlich ist! Was ist im einzelnen zu sagen? Kneip sieht die Männer der Schlachten, die Menschen der Arbeit in Ruß und Qualm und die Menschen der braunen Erde, er sieht die Toten und die Lebendigen, die Männer und die Frauen, die Väter und die Mütter schlechthin und sieht in allem das groß Verbindende, das Volk! Und schließlich weiß auch Kneip aus vielfachen Erfahrungen, daß jedwede Einigung nur in einem möglich ist: in Gott. Denn nur das Göttliche in uns vermag das Selbstische zu überwinden.

„Alle irdische Macht und alle Herrlichkeit der Welt
Wird vor dem flammenden Atem des Ewigen
In Nichts zergehn..."

Im Brüderlichen liegt die große Einigung, denn auch das Brudertum ist Ueberwindung des eigennützigen Seins, ist Erhöhung des ewig göttlichen Prinzips in uns:

„Bruder! Und noch um eins flehen wir dich an in dieser Stunde:
Gänzlich entäußere dich. Sei nicht mehr: ‚Ich'.
Sei Volk! Sei Volk!
Unüberwindlich bist du, Bruder:
Sei Volk!"

Das unsichtbare Deutschland, die heilige Gemeinschaft aller aus Natur und Treue und also auch aus Kultur und Liebe Deutscher, ist in diesen Dichtungen gegenwärtig und einigend wirksam.

Erich Bockemühl

Chronik

Staatliche Maßnahmen

Das Gericht in Paderborn hat drei Männer, die den israelitischen Friedhof geschändet hatten, zu einem Jahr, sechs und vier Monaten Gefängnis verurteilt.

Das uneheliche Kind einer Arierin gilt als nichtarisch im Sinne der Beamtengesetze, wenn sein Vater oder einer von dessen Eltern nichtarisch war. Ist der Vater nicht nachzuweisen, so gilt das Kind bis zum Beweise des Gegenteils als arisch. FZ 360

24 Mitglieder der „Volkshilfe mit Bestattungsfürsorge" wurden wegen Fortsetzung des verbotenen Vereins proletarischer Freidenker zu Gefängnisstrafen verurteilt. ED 29

Der Gefolgschaftsführer der HJ Hartmann aus Kiel wurde wegen einer Erklärung gegen Elternhaus und Altar degradiert und ausgeschlossen. ED 29

Im Regierungsbezirk Hildesheim wurde den konfessionellen Jugend- und Landesvereinigungen jede öffentliche Betätigung außerhalb des christlichen und religiösen Bereichs untersagt. FZ 365/6

Deutsche Evangelische Landeskirchen

Das Brandenburgische Konsistorium hat angeordnet, daß bei Beflaggungen der kirchlichen Gebäude die Hakenkreuzflagge nicht gegenüber anderen Fahnen zurücktreten dürfe. FZ 370/1

In Berlin erfolgten 1933 63 815 Uebertritte zur evangelischen Kirche (1932: 4272), 7800 Austritte (gegen 48 419). Der Kindergottesdienstbesuch ging von 29 151 auf 27 743 zurück, der Abendmahlsbesuch stieg von 259 735 auf 301 975. ED 29

Die Offenen Abende von Pastor Niemöller in Dahlem, zu denen jedesmal Hunderte von Männern und Frauen erschienen, wurden geschlossen. Nur Mitglieder der Bekenntnisgemeinde mit besonderem Ausweis haben künftig Zutritt.

Gegen Pastor Klugkist Hesse in Elberfeld ist das förmliche Disziplinarverfahren eingeleitet worden, weil er verdächtig sei, zum Ungehorsam gegen die Reichskirchenregierung und das bestehende Kirchenregiment in Wort und Schrift aufgefordert und dies betätigt zu haben, insbesondere, indem er nach seiner einstweiligen Zurruhesetzung die ihm entzogenen Amtshandlungen vornahm. Rf VZ 30

Der rheinische Landespfarrer hat den Superintendenten mitgeteilt, daß die Zugehörigkeit zu dem neugebildeten „Bunde der Kandidaten und Vikare", der einen Geist der Unbotmäßigkeit gegen das Kirchenregiment pflege, eine Verwendung im Dienste der evangelischen Kirche der Rheinprovinz ausschließe. Rf KZ 30

Das Geistliche Ministerium hat für Nassau-Hessen, bis zur einheitlichen Regelung des Gegenstandes durch die Deutsche Evangelische Kirche, durch Kirchengesetz die Bildung von Kirchenvorständen aus Pfarrer und neun Kirchenvorstehern angeordnet, die nicht gewählt, sondern auf sechs Jahre ernannt werden und drei Pflichtenkreise versorgen: Pflege des kirchlich-religiösen Lebens, kirchliche Verwaltung und kirchliches Geldwesen. Abstimmungen finden nicht statt; kommt einheitliche Willensbildung nicht zustande, so sind die verschiedenen Meinungen gegeneinander abzuwägen. ED 29

Zur Pflege und Erhaltung des Lebenswerkes von Max Maurenbrecher hat sich ein „Maurenbrecherbund" gebildet, der am 17. Juli, dem Tage des 60. Geburtstags Maurenbrechers, in Bechstedtstraß bei Weimar seine erste Zusammenkunft hielt. Fr V 14

Nach Anordnung des Hamburgischen Landesbischofs hat die Unterschrift der Hamburger Kandidaten und der von auswärts berufenen Pastoren auf die Hamburgischen Bekenntnisschriften bei Ordination oder Einführung ins Pfarramt in der Form einer feierlichen Verpflichtung im Sitzungssaale des Landeskirchenrats durch den Landesbischof oder einen von ihm bestellten Vertreter zu geschehen. Hamb KZ 7

Der Hamburgische Landesbischof hat Arbeitskreise zur Vorbereitung und Durchführung theologischer Arbeiten auf dem Gebiet der Agende, des Konfirmandenunterrichts und der Abendkurse in der lutherischen Glaubenslehre eingerichtet. H KZ 7

Die Bruderschaft Rheinischer Hilfsprediger und Vikare richtete am 3. Juli an die drei Vikare des rheinischen Konsistoriums, die sich unter den fünf von Studiendirektor Brachmann gemaßregelten Kandidaten des Versuchsseminars Klein-Neuhof (CW, Sp. 715) befanden, ein längeres Schreiben, in welchem sie erklären, daß sie sich mit ihnen „im gleichen Glauben" verbunden wissen und sie auch nicht anders hätten handeln können. Kbl. f. d. ref. Schweiz, 16

Katholische Kirche

Kardinalstaatssekretär Pacelli nimmt an dem Eucharistischen Kongreß in Buenos Aires im Oktober teil. FZ 363

Der Leiter der Vereinigungen der katholischen Jugend Deutschlands, Adalbert Probst, war am 1. Juli von der Geheimen Staatspolizei verhaftet worden. Nach zwölf Tagen, in denen die Familienangehörigen ohne Nachricht waren, wurde ihnen auf eine Anfrage von den Behörden mitgeteilt, daß er einen Fluchtversuch unternommen habe und auf der Stelle erschossen worden sei. BR 192

Andere Gemeinschaften

Der (hier Sp. 712 erwähnte) Kongreß des Baptistischen Weltbundes hat in Berlin vom 4. August an unter starker Beteiligung des In- und Auslandes, auch von Vertretern der Behörden, stattgefunden.

In Reichswart 26 erklärt die DG, mit den Freidenkern nichts zu tun zu haben; Professor Bergmann gehöre weder äußerlich noch innerlich zu ihr. ProtBl 31

Ausland

Der Senat von Danzig hat seine Bereitwilligkeit zum Abschluß eines Konkordats ausgesprochen. ED 29

Die Synode von Schaffhausen beschloß die Heraufsetzung des Konfirmationsalters um vier Monate (bisher vollendetes 16. Jahr bis 1. Mai), nachdem das Schuleintrittsalter um vier Monate heraufgesetzt war. Schw Kfr 15

Die Generalsynode der englischen Kongregationalisten hat die Schaffung einer Kasse beschlossen, die kleinen Gemeinden die Mittel zur Besoldung ihrer jetzt unglaublich kärglich besoldeten Pastoren gewähren soll. Rf KZ 30

Die Kirchenzeitung der Church of Scotland, Scots Observer, hat ihr Erscheinen eingestellt. Rf KZ 30

Die Bibel wurde 1933 in Ungarn in 66 309 Exemplaren in 23 Sprachen verbreitet. Die meisten Bibeln (3025) verbreitete ein unitarischer Pfarrer Karoly Kiß von Körösptek. UPP 7

Einer der reichen reformierten Magnaten Siebenbürgens, Baron Sanos Kerneny, hat Theologie studiert und dient unentgeltlich als Pfarrer der kleinen Gemeinde, in der sein Schloß liegt. Rf Schw Zt 30

Das berühmteste, reichste und interessanteste Kloster Griechenlands, Megaspileon, wurde durch eine Feuersbrunst vollständig vernichtet. FZ 370/1

In Rußland wurden wegen der Dürre Bittprozessionen mit Heiligenbildern und Kirchenfahnen wie in früheren Zeiten, oft unter Teilnahme kommunistischer Leiter, veranstaltet, trotzdem zahlreiche Geistliche deswegen in die Verbannung geschickt wurden. PZ 43

Der Priester Stephan Németh in Szentes wurde durch den orthodoxen Patriarchen von Antiochien zum orthodoxen Metropoliten in Ungarn ernannt; damit wird versucht, die ungarische von der serbischen orthodoxen Kirche zu lösen. ED 28

Das Posener Schulkuratorium hat die Befreiung der Adventisten und der Bibelforscher vom katholischen Schulunterricht abgelehnt, weil sie staatlich nicht anerkannt seien. Pos EK 9

Eine Delphische Union ladet alle nach Delphi, die dort eine Art Urheimat empfinden, von der Antike entscheidend befruchtet sind und dieses Gut den Nationen erhalten wollen. Im Mittelpunkt steht die „Delphische Weltuniversität". Dort wird im nächsten Jahr eine Balkankonferenz der Mathematiker und Juristen den Anfang machen. FZ 407

Von Personen

Ernannt: Zu Pröpsten für Hannover Superintendent Haller in Uslar, für Harburg Pastor Bergholter in Harburg, für Aurich-Osnabrück der kommissarische Propst Meyer in Aurich, zum Bischof von Kopenhagen Hilfspropst D. Hans Fuglsang-Damgaard. Berufen zum ord. Professor der praktischen Theologie in Münster (neben Stählin) der Privatdozent daselbst Liz. Martin Redeker. In den Ruhestand versetzt nach § 6 des Beamtengesetzes: Prof. D. Frhr. Hans von Soden in Marburg. E St

Verschiedenes

Deutsche Evangelische Nationalsynode. Am Donnerstag, den 9. August, tagte im Sitzungssaal des ehemaligen Preußischen Herrenhauses die Deutsche Evangelische Nationalsynode. Nachdem Reichsbischof Ludwig Müller sie mit einem Gebet und einem Dankeswort an den verstorbenen Reichspräsidenten von Hindenburg eröffnet hatte, brachte Ministerialdirektor Jäger die neue Geschäftsordnung der Nationalsynode zur Verlesung, die ohne Aussprache genehmigt wurde; ferner ging er ausführlich auf die Frage der Eingliederung der Landeskirchen ein. Im weiteren Verlauf der Sitzung gelangten fünf Kirchengesetze unter Widerspruch der Minderheit zur Annahme:

1. Das Kirchengesetz über die Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche und der Landeskirchen bestimmt im wesentlichen: „Die Kirchengesetzgebung wird von der Deutschen Evangelischen Kirche allein ausgeübt. Soweit nur Bekenntnis und Kultus in Frage kommen, ordnen die Landeskirchen ihre Angelegenheiten selbst. Die Kirchengesetze der Deutschen Evangelischen Kirche und der Landeskirchen

werden vom Geistlichen Ministerium der Deutschen Evangelischen Kirche beschlossen. Das Geistliche Ministerium kann die Nationalsynode oder, wenn es sich um Kirchengesetze für die Landeskirchen handelt, die Landessynode beteiligen."

2. Das Kirchengesetz zur Sicherung des reformierten Bekenntnisses besagt u. a.: „Ein Kirchengesetz für das Gebiet der Evangelischen-Reformierten Landeskirche der Provinz Hannover kann nur auf Antrag oder im sonstigen Einverständnis des Landeskirchenrates dieser Landeskirche erlassen werden. Soweit nur Bekenntnis und Kultus in Frage kommen, ordnet die Landeskirche ihre Angelegenheiten selbst. Macht das reformierte Mitglied im Geistlichen Ministerium geltend, daß ein Deutsches Evangelisches Kirchengesetz nicht mit den Erfordernissen des reformierten Bekenntnisses in Einklang stehe, so ist das Gutachten der beratenden Reformierten Kammer der Deutschen Evangelischen Kirche als maßgeblich einzuholen. Das Kirchengesetz ist alsdann dem Geistlichen Ministerium zur Beschlußfassung vorzulegen."

3. Das Kirchengesetz über den Diensteid der Geistlichen und der Beamten der Deutschen Evangelischen Kirche enthält folgenden Wortlaut des Diensteides: „Ich, NN., schwöre einen Eid zu Gott dem Allwissenden und Heiligen, daß ich als ein berufener Diener im Amt der Verkündigung sowohl in meinem gegenwärtigen wie in jedem anderen geistlichen Amt, so wie es einem Diener des Evangeliums in der Deutschen Evangelischen Kirche geziemt, dem Führer des deutschen Volkes und Staates, Adolf Hitler, treu und gehorsam sein und für das deutsche Volk mit jedem Opfer und jedem Dienst, der einem deutschen evangelischen Manne gebührt, mich einsetzen werde; weiter, daß ich die mir anvertrauten Pflichten des geistlichen Amts gemäß den Ordnungen der Deutschen Evangelischen Kirche und den in diesen Ordnungen an mich ergehenden Weisungen gewissenhaft wahrnehmen werde; endlich, daß ich als rechter Verkünder und Seelsorger allezeit der Gemeinde, in die ich gestellt werde, mit allen meinen Kräften in Treue und Liebe dienen werde. So wahr mir Gott helfe!"

4. Das Kirchengesetz über die Rechtmäßigkeit von gesetzlichen und Verwaltungsmaßnahmen bestimmt u. a.: „Die gesetzlichen und Verwaltungsmaßnahmen, die der Reichsbischof oder das Geistliche Ministerium oder der Reichsbischof als Landesbischof der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union bisher, insbesondere zur Ordnung der Deutschen Evangelischen Kirche oder einzelner Landeskirchen und zur Regelung des Verhältnisses der Deutschen Evangelischen Kirche zu den Landeskirchen getroffen hat, werden in ihrer Rechtmäßigkeit bestätigt."

5. Das Kirchengesetz über die Beflaggung von Kirchen und kirchlichen Gebäuden besagt u. a.: „In allen Fällen, in denen die Beflaggung der Dienstgebäude des Deutschen Reiches oder der staatlichen Dienstgebäude angeordnet wird, sind auch die Kirchen und die kirchlichen Gebäude entweder nur mit den beiden Flaggen des Reiches in gleicher Größe oder daneben auch mit der Landesflagge zu beflaggen. Andere Flaggen dürfen in Zukunft auf den Kirchen und kirchlichen Gebäuden nicht mehr gehißt werden."

Außerdem wurden von der Kirchenleitung der Nationalsynode theologische Denkschriften vorgelegt (über Kirche und Bekenntnis und über das grundsätzliche Verhältnis von evangelischem Christentum und politischer Bewegung).

Ein ausführlicherer Bericht über die Nationalsynode und eine Würdigung ihrer Beschlüsse ist zur Zeit unmöglich, da sowohl die Rechtslage (die in den hier erwähnten Urteilen ordentlicher Gerichte, also staatlicher Organe, zum Teil ganz anders angesehen wird als von der Reichskirchenleitung) als auch die im engeren Sinne kirchlich-theologischen Gegensätze (am 12. August ist von vielen Kanzeln eine Erklärung der Bekenntnisfront gegen die Nationalsynode verlesen worden) zu erörtern eine „den evangelischen Kirchenstreit betreffende Auseinandersetzung" sein würde, die zur Zeit gemäß dem neulich hier mitgeteilten Erlaß verboten ist. Aber können christliche Blätter unter diesen Verhältnissen unserem Volke und unserer Kirche ihren Dienst tun? Um so gewissenhafter und entschiedener werden selbständige evangelische Christen bei solcher Sachlage ihre Entschlüsse fassen müssen. M

Kopenhagen 1934. Nach den bisherigen Mißerfolgen der Abrüstungskonferenzen, angesichts der Vorgänge in Oesterreich, der innen- und außenpolitischen Spannungen, die zwanzig Jahre nach dem Beginn des Weltkriegs für mehrere Länder bestehen, und bei der noch andauernden wirtschaftlichen Not, die viele Völker veranlaßt, fast nur an sich zu denken, scheint die Lage für ökumenische Zusammenarbeit besonders ungünstig. Der tiefer Blickende aber sieht: viele Not ist überhaupt nur gemeinsam zu überwinden, nur dadurch, daß die Staatsmänner sich verständigen und aus den verschiedensten Völkern diejenigen, die guten Willens sind, miteinander arbeiten, und die Ursachen der Not klarer erkannt und die Wege in eine bessere Zukunft gemeinsam beschritten werden. Eine bessere Zukunft wahrlich nicht nur im Sinne äußeren Wohlstandes, denn bei gutem Geschäftsgang können die sozialen Gegensätze sich unheimlich vertiefen, kann sittlicher Verfall eintreten. Sondern es handelt sich um Gerechtigkeit für die Einzelnen, die Stände und die Völker, um wahren Sozialismus, um gemeinnützige Arbeit und geistige Freiheit, sittlichen Ernst und tätigen Glauben. Und es wäre eine Schande für die Christen, wenn nicht sie hier vorangingen, sondern solche, die durch ein anderes Band zusammengehalten sind, wenn also z. B. dem Völkerfrieden nicht das Christentum den Weg bahnte, sondern der — auch von Christen zu begrüßende — gemeinsame Wille derer, die sich als ehemalige Frontkämpfer aus verschiedenen Ländern zusammenfinden. Darum sind die ökumenischen Tagungen, die jetzt in oder nahe bei Kopenhagen stattfinden, lebendigen Interesses der Christen über Länder- und Völkergrenzen hinweg sicher.

Ueber eine noch ein besonderes Wort: die des Weltbundes für freies Christentum und religiöse Freiheit. Vielen von uns steht die 1910 in Berlin gehaltene, bei der Harnack, Troeltsch und viele andere führende deutsche Theologen sprachen, in lebendiger Erinnerung; die von Schiele und Fischer in zwei Bänden herausgegebenen Verhandlungen (Görlitz, Hutten-Verlag) geben ein lehrreiches Bild damaliger kritisch-theologischer Arbeit. Welt und Kirchen haben sich seitdem sehr gewandelt; nach dem Kriege mußte auch die Arbeit dieses Weltbundes neu aufgebaut werden. Dank der Tätigkeit namentlich auch der niederländischen Freunde, in deren Händen die Geschäftsführung liegt (Utrecht, Nieuwe Gracht 27) ist der Bund, dem Kirchen, Vereine und Einzelne aus allen Erdteilen angehören, heute wieder eine Organisation von internationaler Bedeutung, wie schon die kleinere Tagung bewies, die 1932 in Frankfurt a. M. und St. Gallen gehalten wurde (vgl. CW 1932, Sp. 801 f., 837 f.). Wenn diesmal Deutschland unvertreten sein wird, zum mindesten nicht durch Beauftragte von Verbänden und durch Vortragende vertreten, so liegt das nicht an den Leitern des Kongresses, die sich um unsere Beteiligung redlich bemüht haben, sondern daß die deutschen Vertreter und Redner von vornherein ihr Kommen als unsicher hinstellen und schließlich absagen mußten, ist in unserer heutigen Lage begründet; es wird darüber später mehr zu sagen sein. Wir begleiten aber alle Arbeit, die für freie Frömmigkeit und weltweites Christentum geschieht, mit herzlichen Wünschen, und grüßen die Freunde, denen wir innerlich verbunden bleiben und mit denen wir in Zukunft wieder engere Gemeinschaft zu pflegen hoffen. M

Zum Isenheimer Altar. Eine kleine Beobachtung nur zu dem berühmten Zeigefinger oder Fingerzeig Johannes des Täufers. Der „Bilderbote für das evangelische Haus" Nr. 8 vom August bringt die Abbildung eines Teppichs, den Herzog Philipp von Pommern durch den Stettiner Teppichwirker Heymann anfertigen ließ. Im Mittelpunkt steht da auf der Kanzel Luther. Der Zeigefinger seiner rechten Hand weist auf den neben ihm hängenden Kruzifixus so zwingend hin, daß kein Beschauer des Bildes mit den vielen Figuren anders kann, als zuallererst diesen Fingerzeig bemerken und befolgen. So zwingend fast, wie der Zeigefinger des Grünewaldschen Täufers. Sonst soll da wahrlich kein Vergleich gezogen werden. R

Das arische Neungebot. Es dürfte unsere Leser interessieren, daß es nun auch ein „arisches" Neungebot (wohl als Ersatz der biblischen zehn Gebote) gibt. Es ist zu finden in dem eben erschienenen Heft: „Grundlinien einer deutschen Glaubens-Unterweisung", herausgegeben von J. W. Hauer (vgl. CW, Sp. 712), und lautet:

Das arische Neungebot

1. Ehre die Gottheit (den Weltgrund)!
2. Ehre die Ahnen und Enkel!
3. Ehre die Großen deines Volkes!
4. Ehre die Eltern!
5. Halte dich rein! (Schände nicht!)
6. Sei treu deinem Volke!
7. Stiehl nicht!
8. Sei wahrhaft!
9. Sei hilfreich dem Edlen!

Von wem ist das? Die in letzter Nummer unter diesem Titel gebrachten Auszüge auf Sp. 718 stammen aus Alfred Rosenberg, Das Verbrechen der Freimaurerei, München, Lehmann, 2. Auflage, 1922.

Versammlungskalender

9. September ff. Gustav-Adolf-Verein Königsberg
7.—10. Oktober Jubiläumstagung der Ostasien-Mission Weimar

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Unverlangten Manuskripten ist, falls Rücksendung gewünscht wird, Porto beizufügen. Eine Gewähr kann nicht übernommen werden.
Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Hauser, Gotha — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 12 Pf., größere Anzeigen nach Tarif — D. A. 2600 II. Vj. 34 — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 1. September